

PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN
BAYERN

Weihnachtsausgabe 2025 – 16. Jahrgang



Winter in Masuren: Aus Holz erbaute Wohnhäuser in Jaschkowen (ab 1938 Reiherswalde) im Kreis Johannisburg (Foto: Rainer Claaßen)

Lied im Advent

*Immer ein Lichtlein mehr
im Kranze, den wir gewunden,
daß er leuchte uns sehr
durch die dunklen Stunden.*

*Zwei und drei und dann vier!
Rund um den Kranz Welch ein Schimmer!
Und so leuchten auch wir.
Und so leuchtet das Zimmer!*

*Und so leuchtet die Welt
langsam der Weihnacht entgegen.
Und der in Händen sie hält,
weiß um den Segen.*

Hermann Claudius (1878-1980)

***Allen Leserinnen und Lesern wünschen wir besinnliche Weihnachtstage sowie ein gesundes
und glückliches Neues Jahr!***

Hier spricht der Chef



Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute in der Nähe und in der Ferne, verehrte Freundinnen und Freunde unseres PREUSSEN-KURIERS,

die Adventszeit ist seit jeher eine Epoche der Sammlung, der inneren Ordnung und der Rückbesinnung auf das, was uns prägt und zusammenhält. Sie führt uns vor Augen, dass Gemeinschaft, Verantwortung und kulturelle Kontinuität keine selbstverständlichen Güter sind, sondern die Früchte verlässlichen Engagements und gelebter Verbundenheit.

Mit besonderer Freude erinnere ich an den Besuch der Schülergruppe aus **Neidenburg** und **Allenstein** in diesem Sommer in **Bad Kissingen**, Sie finden darüber in dieser Ausgabe einen längeren Bericht.

Die Begegnung mit diesen jungen Menschen hat deutlich gezeigt, wie sehr Interesse und Wertschätzung für die ostpreußische und bayrische Geschichte und Kultur fortbestehen. Dass sie sich auf den Weg zu uns gemacht haben, erfüllt mich mit Dankbarkeit und Zuversicht – denn dort, wo junge Menschen Fragen stellen, zuhören und verstehen wollen, bleibt unsere Erinnerungskultur lebendig.

Während der Abfassung dieses Grußwortes werde ich gerade beim Jugendadventsseminar der ostpreußischen Jugend in **Bartenstein**. Es ist beeindruckend zu sehen, wie ernsthaft und verantwortungsbewusst sich die junge Generation ihrer Herkunft annimmt. Hier wird deutlich:

Tradition ist kein Relikt der Vergangenheit, sondern eine Aufgabe der Gegenwart – und eine Verpflichtung an die Zukunft.

In diesem Jahr haben wir erneut erfahren dürfen, wie wichtig zuverlässige Partner für unsere Arbeit sind. Mein ausdrücklicher Dank gilt der Bayerischen Staatsregierung sowie dem Haus des Deutschen Ostens. Durch ihre Förderung, ihre verlässliche Zusammenarbeit und ihr klares Bekenntnis zu kultureller Verantwortung ermöglichen sie Projekte, Begegnungen und Bildungsarbeit, die für unsere Gemeinschaft unersetzlich sind. Diese Unterstützung verdient Anerkennung – und sie zeigt, dass Erinnerungskultur und Herkunftspflege auch heute öffentliche und politische Wertschätzung erfahren.

Gerade die in Bayern lebenden Ost- und Westpreußen tragen eine besondere Verantwortung: Wir bewahren nicht nur die Erinnerung an Herkunft, Heimat und Werte – wir geben sie auch weiter. Unser Zusammenhalt, unser Bürgersinn und unsere Treue zu dem, was uns geprägt hat, sind das Fundament, auf dem wir stehen. Gemeinschaft entsteht durch Haltung, durch gegenseitige Achtung, durch gesunden Menschenverstand und Vernunft, wie auch durch die immerwährende Bereitschaft, Verantwortung für die Anderen, so wie für sein eigenes Handeln zu übernehmen.

Die politische Lage in Europa ist angespannt wie seit Jahren nicht mehr. Krieg und Konfrontation zeigen sich wieder offen am Horizont. Umso mehr gilt: Wir stehen fest zur Bewahrung des Friedens und lehnen jede Form verantwortungsloser Eskalation und Kriegstreiberei ab. Frieden entsteht nicht durch Lautstärke, sondern durch Verlässlichkeit, Maß und diplomatische Besonnenheit. Diese Haltung hat das Europa der souveränen Staaten stark gemacht – und sie muss es auch künftig tragen.

Ein dritter Weltkrieg mit Russland, mit unzähligen toten Söhnen, Vätern und Brüdern auf allen Seiten, kann niemals die Lösung sein!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine gesegnete, besinnliche und würdige Adventszeit. Möge sie Ihnen und Ihren Familien Stärke, Zuversicht und Klarheit schenken.

Bewahren wir gemeinsam das, was uns verbindet, und blicken wir mit ruhiger Entschlossenheit in das kommende Jahr.

Mit herzlichen Grüßen zum Christfest

***Ihr Christoph Stabe,
Landesvorsitzender der LOW Bayern***

OLV: Bayern gut vertreten

Im Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen sitzen jetzt zwei „Bayern“

Bei der am 8. September 2025 durchgeführten turnusmäßigen Neuwahl des Bundesvorstands der Landsmannschaft Ostpreußen bei der Ostpreußischen Landesvertretung (OLV) in Wuppertal wurde der bayerische Landesvorsitzende Christoph M. Stabe neu in den Vorstand gewählt. Er vertritt jetzt zusammen mit Friedrich Wilhelm Böld (Bundesschatzmeister) die Landesgruppe Bayern.



v.l.n.r.: Johannes Acker, Ulf Püstow, Hans-Jörg Froese, Stephan Grigat, Friedrich Wilhelm Böld, Christoph Stabe, LO-Bundesgeschäftsführer Dr. Sebastian Husen (Foto: Jens Eichler)

Weitere Bundesvorstandsmitglieder sind: Sprecher Stephan Grigat, stv. Sprecher Hans-Joachim Froese, Ulf Püstow sowie der stv. BJO-Vorsitzende Johannes Acker.

Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen wird von der Ostpreußischen Landesvertretung gewählt als das oberste Beschußgremium der Landsmannschaft Ostpreußen. Die Ostpreußische Landesvertretung setzt sich aus allen Heimatkreisgemeinschaften (diese entsprechen den Vorkriegslandkreisen in Ostpreußen) und Landesgruppen (entsprechend der Bundesländer der Bundesrepublik Deutschland) zusammen.

Pia Lingner-Böld/Rainer Claaßen

Ergänzung zum Artikel „Vertretung durch Onkel Franz – Festakt in der Ansbacher Karls-halle zum Thema „500 Jahre Preußen“ (PREUSSEN-KURIER Nr. 2/2025, Seite 10-12):

Die Vorsitzenden der Kreisgruppen Altmühlfranken und Ansbach, Dr. Jürgen Danowski und Heide Bauer, legen Wert auf den ausdrücklichen Hinweis, daß die Finanzierung der Veranstaltung durch die beiden genannten Kreisgruppen erfolgte.

Diesen Hinweis haben wir dankend entgegengenommen und geben ihn hiermit gerne weiter!

Die Schriftleitung

Gruppe Nürnberg: Joachim Korth †

Am 23. Juni verstarb der ehemalige Vorsitzende der Kreisgruppe Nürnberg, Joachim Korth. Er wurde am 21. Juni 1942 in Königsberg (Pr) als zweites Kind von Walter Johannes und Lisbeth Maria Korth geboren und am 19. Juli 1942 in der Evangelischen Schloß- und Krönungskirche zu Königsberg getauft. Sein Vater fiel um Weihnachten 1942 herum in Tunesien.



Die Mutter flüchtete mit ihren Kindern auf der BERLIN nach **Swinemünde**; von dort kamen die Korths zunächst in die Gegend von **Zwickau**, dann nach **Rautheim** bei Braunschweig und 1950 nach **Freudenstadt** im Schwarzwald, wo Joachim konfirmiert wurde und schließlich auch das Abitur machte.

Nach einem Pharmaziestudium in **Erlangen** und einer beruflichen Vorbereitungszeit in **Remscheid** war der inzwischen approbierte Apotheker im Raum **Stuttgart** als Urlaubs- und Krankenvertretung in mehreren Apotheken tätig. Auf einer Fortbildungsveranstaltung in **Davos** lernte er seine spätere Frau Erika kennen; 1972 heirateten die beiden, 1974 wurde Tochter Valerie und 1980 Sohn Tobias geboren.

Im Jahre 1974 zog die Familie Korth auch nach **Leerstetten** im Lkr. Roth/Mittelfranken, wo Erika und Joachim Korth eine Apotheke pachten konnten. In dieser Zeit suchte Joachim Korth auch den Kontakt zur Nürnberger Kreisgruppe der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen und wurde dort Mitglied, später Vorsitzender.

Foto links: Joachim Korth (Foto: Gunnar Adolphi)

Der Landesvorstand spricht der Familie von Joachim Korth sein herzlichstes Beileid aus.
Wir werden ihn in bester Erinnerung behalten.

Für die LOW-Bayern:

Christoph M. Stabe (Landesvorsitzender)
Rüdiger Stolle (stellvertretender Landesvorsitzender)
Rainer Claaßen (stellvertretender Landesvorsitzender)
Wolfgang Freyberg (Landeskulturreferent)
Marc Zander (Landesschriftführer)
Heide Bauer (Bezirksvorsitzende Mittelfranken)
Pia Lingner-Böld (Landesschatzmeisterin)
Friedrich Wilhelm Böld (Beisitzer)
Dr. Jürgen Danowski (Beisitzer)
Ralf Loos (Beisitzer)

Freistaat Bayern: Neues Gesprächsforum mit Dr. Petra Loibl

Neben ihrem alljährlichen Treffen mit dem Landesvorstand des BdV und den Landesvorsitzenden der fünfzehn in Bayern aktiven Landsmannschaften und dem traditionellen „Weißwurstfrühstück“ mit den in München akkreditierten Generalkonsulinnen und Generalkonsuln der Länder Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas hat die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, **Dr. Petra Loibl**, MdL, nunmehr ein drittes regelmäßiges tagendes Gesprächsforum ins Leben gerufen. Es führt die Vertreter der in Bayern tätigen Kulturzentren und Kulturwerke der Vertriebenen und Aussiedler mit der Beauftragten zusammen, dient der gegenseitigen Information und soll die gerade im Bereich der Kulturpflege so bedeutsame Kooperation und Vernetzung stärken. (PM)

Stabwechsel beim Förderverein

Neue Gesichter im Vorstand / Fürstin Wrede kandidiert nicht mehr für den Vorsitz

Ellingen (Bay). Auf der Jahreshauptversammlung des Fördervereins Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen e.V. standen turnusmäßige Vorstandswahlen auf der Tagesordnung; die langjährige Vorsitzende, Katharina Fürstin v. Wrede, hatte bereits angekündigt, auf eine erneute Kandidatur verzichten zu wollen.



Der neue Vorstand des Fördervereins: Ganz ohne vertraute Gesichter ging es nicht! V.l.n.r.: **Jörg Archinger** (Vorsitzender), **Katharina Fürstin v. Wrede** (stellvertretende Vorsitzende), **Ulrike Grüll-Bayer** (Schriftführerin), **Klaus Enderlein** (Schatzmeister), **Walter Reichart** und **Roland Kuhnert** (Kassenprüfer)

In den anschließenden Wahlen wurde **Jörg Archinger** zum neuen Vorsitzenden gekürt; das langjährige Vorstandsmitglied ist mit der Vereinsstruktur sowie den laufenden Vorgängen bestens vertraut und wird sich der kontinuierlichen Weiterführung und -entwicklung widmen.

Da auch Schatzmeister **Walter Reichart** sein Amt zur Verfügung gestellt hatte, wurde **Klaus Enderlein** zum Nachfolger gewählt.

Ralf Loos, der langjährige Schriftführer des Fördervereins, kandidierte ebenfalls nicht mehr; sein Platz wird künftig von **Ulrike Grüll-Bayer** eingenommen.

Roland Kuhnert bleibt Kassenprüfer, Walter Reichart wird ihm künftig zur Seite stehen. Die bisherige Vorsitzende Fürstin Wrede erklärte sich bereit, als stellvertretende Vorsitzende ihrem Nachfolger bei der ergänzenden Einarbeitung noch beratend zur Seite zu stehen. Diese Bereitschaft kann gar nicht hoch genug bewertet werden, denn bei der Menge der anstehenden Verpflichtungen und Projekten einerseits und der großen Sachkenntnis der bisherigen Vorsitzenden andererseits kann sich ein Vereinsvorstand, der unter diesen Umständen in neuer Zusammensetzung starten muß, nur gratulieren!

Die scheidenden Vorstandsmitglieder wurden vom neuen Vorsitzenden Jörg Archinger mit kleinen und nicht ganz so kleinen Geschenken bedacht; die Fürstin, die selbst zu den Beschenkten gehörte, ließ es sich aber nicht nehmen, dabei mitzuhelfen und ihren langjährigen Weggefährten persönlich sehr herzlich für deren Einsatz zu danken.

Text u. Foto: Rainer Claaßen

Tag der Heimat: BdV Kreisgruppe Hof lädt zum „runden“ Gedenktag

Der Bund der Vertriebenen, Kreisgruppe Hof, lud die Bevölkerung von Stadt und Landkreis Hof zum „Tag der Heimat 2025“ ein. Das Leitwort des Jahres lautete „80 Jahre: Erinnern – Bewahren – Gestalten“.

Die Feierstunde am Mahnmal in der Blücherstraße wurde vom Posaunenchor der Lutherkirche und der Volkstanzgruppe im BdV Hof ausgestaltet. Die Grußredner, Oberbürgermeisterin Eva Döhla und stellvertretender Landrat Frank Stumpf, betonten, dass das Motto gut in die heutige Zeit passt und besonders in der Gegenwart, die von Unruhen und Kriegen geprägt ist, helfen kann, Vergangenheit und Zukunft zu verknüpfen. Vorsitzender Christian Joachim erinnerte an die Vertreibung von ca. 15 Millionen Deutschen aus ihren Heimatgebieten.



Von links: Obmann der Sudetendeutsche Landsmannschaft Adalbert Schiller, stellv. Landrat Frank Stumpf, Oberbürgermeisterin Eva Döhla, 1. Vorsitzender des BdV Hof Christian Joachim, 2. Vorsitzender des BdV Hof Jochen Ulshöfer, 2. Vorsitzende der Landsmannschaft der Ost- und Westpreussen Hof, Jutta Starosta, Bürgermeisterin Angela Bier, Vorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft Naila Adolf Markus (Foto: Robert Skubacz)

Der Verlust der Heimat bedeutete nicht nur einen physischen und materiellen Verlust, sondern hatte auch eine emotionale Komponente, nämlich den Verlust von Identität, Erinnerung und sozialem Gefüge. Neben dem Erinnern ist dem BdV auch das Bewahren der Geschichte und des kulturellen Erbes wichtig. Diese sind nicht nur ein Schatz, den es zu bewahren gilt, sondern spielen auch eine wesentliche Rolle im Dialog mit unseren östlichen Nachbarn. Im Blick auf die Zukunft sieht der BdV seine Aufgabe darin, sich im Geiste der Charta der Heimatvertriebenen für ein geeintes und friedliches Europa einzusetzen. Deshalb mahnt das Gedenkjahr 2025 dazu, gemeinsam Verantwortung zu tragen – für das Erinnern der Vergangenheit, das Bewahren von Kultur und Geschichte und das Gestalten einer friedlichen Zukunft.

Die Mitglieder der Volkstanzgruppe unter Leitung von Jutta Starosta boten als Grüße aus der Heimat Volkstänze aus Ostpreußen, dem Sudetenland und Böhmen dar. Der stellvertretende Vorsitzende Jochen Ulshöfer gedachte nach dem Niederlegen des Kranzes der Toten. Gemeinsam wurde zum Abschluss die Nationalhymne gesungen.

Jutta Starosta

Der Schülerkulturaustausch aus Allenstein und Neidenburg 2025

von Christoph M. Stabe

Mitte August diesen Jahres setzte sich eine nunmehr schon langjährige Tradition fort, die Schülerkulturfahrten von Ostpreußen in den Freistaat, auf Einladung der LOW Bayern. Der Landesvorsitzende konnte am 15. August in der sudetendeutschen Bildungsstätte „Der Heiligenhof“ im unterfränkischen Bad Kissingen eine erschöpfte, aber dennoch gut gelaunte Gruppe aus Ostpreußen willkommen heißen.

Nach über 12 Stunden Busfahrt waren sie endlich angekommen, die Schüler und Lehrer von Schulen aus **Allenstein** (Szkoła Podstawowa nr 15 w Olsztynie) und **Neidenburg** (Zespół Szkół Ogólnokształcących w Nidzicy) unter Leitung von **Sabina Reguła**, Vorsitzende der Deutschen Minderheit in Neidenburg, und **Peter Dukat**, Vorsitzender der AGDM in ermländischen **Allenstein**. Die Schüler erwartete ein dicht gedrängtes kulturgeschichtliches Programm, so dass sie die Möglichkeit hatten, etwas mehr über die Region und deren Geschichte zu lernen.



Wasserzauber in Bad Kissingen unterm Abendrot – das war der erste Eindruck!



Der neue „Multimedia-Brunnen“ wirkt gegen Abend besonders bezaubernd

Es lohnt sich, ein wenig länger zurückzublicken, um die Anfänge dieser überaus erfolgreichen Jugendbildungsmaßnahme der Landesgruppe Bayern zu beleuchten. Im Jahr 2011 wurde unter Federführung des langjährigen Landesvorsitzenden **Friedrich Wilhelm Böld** damit begonnen, Förderanträge dafür beim Haus des Deutschen Ostens in München zu stellen. 2012 konnte die erste Schulklasse aus **Landsberg (Ostpr)** (Górowo Iławeckie) begrüßt werden, der Beginn einer beispiellosen Erfolgsgeschichte, die jegliche Vergleiche innerhalb der Vertriebenenverbände und Landsmannschaften nicht zu scheuen braucht. Nimmt man dann noch die Aktivitäten von **Rainer Claaßen** dazu, heute Schriftleiter des PREUSSEN-KURIER, der zusammen mit **Jarek Kowalski**, dem zeitweiligen früheren Bürgermeister von **Guttstadt** schon im Jahr 2006 damit begonnen hatte, mit finanzieller Unterstützung des **Bund Junges Ostpreußen** (BJO), Schülerreisen in die Bundesrepublik durchzuführen, dann kommt man auf die wahrlich stolze Anzahl von bisher mindestens 27 Jugendbildungsfahrten. Allein 22 davon führten seit 2011 in den Freistaat Bayern.



Aus den Anfangstagen der Schülerbesuche: Es mußte wegen des Geldmangels viel improvisiert werden; hier wurde auf dem Heuboden des Bauernhofs einer befreundeten Familie übernachtet, und niemand in der Klasse klagte über Heuschnupfen oder Allergien – man war einfach nur froh, die Klassenfahrt mitmachen zu dürfen, und nahm kleinere Unbequemlichkeiten hin, ohne zu murren!
(Foto: Rainer Claaßen [2007, Schulklasse aus Guttstadt, Lehrer Kowalski stehend hintere Reihe Mitte])



Der rötlich gefärbte Abendhimmel beginnt sich mit der künstlichen Beleuchtung zu mischen und erzeugt eine besondere Stimmung!

Gemeinsam begrüßt vom Stu-
dienleiter des Heiligenhofes **Gu-
stav Binder** und vom Landes-
vorsitzenden **Christoph Stabe**
ging es dann hinunter in die reiz-
volle Kurstadt. Vorbei am Preu-
ßensteg, der vom Sieg Preußens
über Bayern im Jahr 1866 kün-
dete. Der Schlußpunkt der sehr
interessanten Führung war dann
im prächtig und magisch er-
leuchteten Rosengarten an die-
sem Sommerabend das Lich-
terspiel an den Springbrunnen im
Kurpark (siehe das Farbspiel auf
dem Foto links).

Der nächste Tag war für die Schüler aus Neidenburg und Allenstein sehr anstrengend. Über 30 Grad stehende Hitze in **Würzburg**, das in einem Talkessel liegt. Die Schüler sind tapfer und interessiert. Die Festung Marienberg, die Residenz, der Dom, deutsche und polnische Geschichte über mehrere Jahrhunderte. Bis zum Schluß Fragen und Interesse, besonders zum Deckenfresco von **Giovanni Battista Tiepolo** – nicht umsonst UNESCO Weltkulturerbe. Und zum Abschluß: wer war **Walther von der Vogelweide**, und was bedeutet „Minne“?



Die ostpreußischen Schüler vor der Würzburger Residenz...

Sie haben wunderbar mitgemacht, die Schüler aus Ostpreußen. Dafür entschädigte der ausführliche und exklusive Rundgang in der Residenz, phantastische Blicke von der Festung auf den Main und viele glückliche und erstaunte Gesichter. Aber es war wohl der härteste Tag dieser Reise, gerade weil die Führung vom wahrscheinlich besten Stadtführer dieser alten Residenzstadt absolviert wurde. Nahezu kein Thema blieb unerwähnt.



...und in der Rothenburger Altstadt

Am nächsten Morgen wieder ein Tag bei wunderbarem, sommerlichem Wetter. Ein „Muss“ in Franken: **Rothenburg ob der Tauber**. Nicht nur die wunderbare mittelalterliche Stadt mit ihrem geschlossenen Wehrgang, die jedes Jahr von über 1 Million Touristen besucht wird, sondern der beeindruckende Heilig-Blut-Altar, den der Würzburger Bildhauer **Tilmann Riemenschneider** zwischen 1500 und 1505 geschaffen hat. Die Feingliedrigkeit der Hände mit Aderverläufen, jeder Fußknöchel und feine Falten in den Gewändern der Apostel wurden aus Lindenholz herausgearbeitet. Absolut sehenswert.

Und dann – wie extra für die Schüler bestellt 😊 – eine große Gruppe von Alphornbläsern, die auf dem Marktplatz aufspielten. Neben viel Geschichte zur Stadt, zu Belagerungen und Erklärungen, mit welch furchtbaren Methoden auch die Schweden im Dreißigjährigen Krieg von der Stadt ferngehalten wurden, wahrlich auch eine phantastische Reise in die Vergangenheit. In ein Deutschland, das es so in seiner Form leider nicht mehr gibt.

*Abbildung rechts:
Detailfoto des von Riemenschneider gefertigten
Rothenburger Heilig-Blut-Altars*

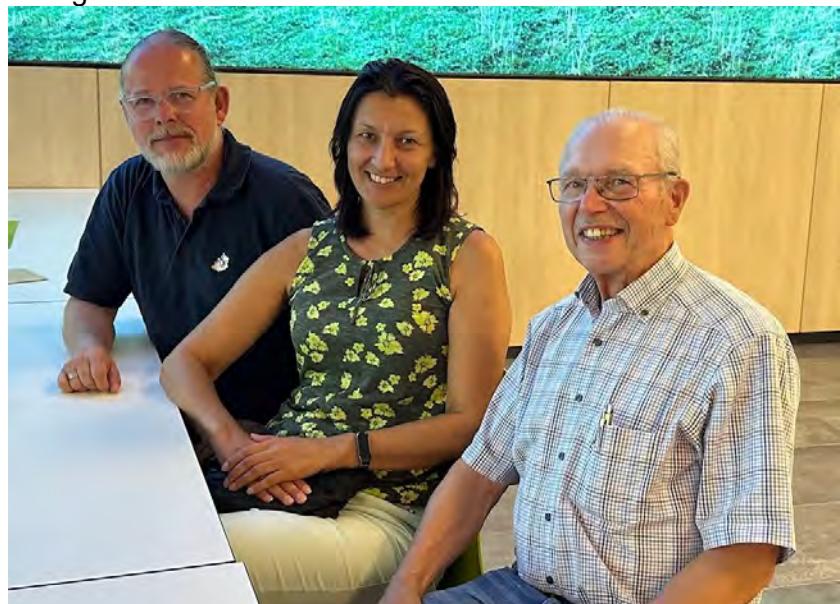
Am nächsten Tag ging es mit unseren ostpreußischen Gästen in die alte Bischofsstadt **Bamberg**. Intensiv wurde die Stadt erkundet. Erinnerungen auch an die „Bambrzy“, die deutschen Siedler aus dem Raum Bamberg, derer heute noch in **Posen** [Poznań] gedacht wird. Auch im weltberühmten „Schlenkerla“ gab es eine kulinarisch-brauerische Referenz an die fränkischen Siedler, die im 17. Jahrhundert nach Preußen auswanderten. Am Abend besuchte uns dann noch in Bad Kissingen unser LOW-Kassenprüfer und Westpreuße aus Elbing, **Erwin Vollerthun**.

*Foto rechts:
Christoph Stabe, Sabina Reguła,
Erwin Vollerthun (v.l.n.r.)*



Tags darauf ging es mit den Schülern aus Allenstein und Neidenburg in die zweitgrößte Stadt Bayerns, nach **Nürnberg**, in die fränkische Metropole. Bei besten äußereren Bedingungen wurden die fränkischen und preußischen Hohenzollern gewürdigt, eine vom letzten Kriege auch schwer geschundene Stadt erkundet und im wahrsten Sinne des Wortes „erlaufen und erstiegen“ – fachmännisch begleitet durch unseren Landeskulturreferenten **Wolfgang Freyberg**. Eine freundschaftliche, informative und sehr interessante Begegnung dann noch beim gemeinsamen Mittagessen mit **Werner Stieglitz**, MdL, CSU-Landtagsabgeordneter aus Markt Erlbach und seiner Familie.

(links: Das Hotel „Elch“ im Stadtzentrum von Nürnberg)



Unser LOW-Schriftleiter **Rainer Claaßen** brachte dann am Abend mit seiner Gattin **Sonja** die ersten druckfrischen Exemplare des PREUSSEN-KURIER in den Heiligenhof, so hatten wir die Möglichkeit, diese an **Peter Dukat** von der AGDM im ermländischen Allenstein persönlich überreichen zu können.



Vor dem Heiligenhof: Peter Dukat, Rainer und Sonja Claaßen, Christoph Stabe (v.l.n.r.)

Die Wiege Preußens steht auch in Mittelfranken. Am nächsten Morgen reisten wir zu den Spuren von **Albrecht von Brandenburg-Ansbach**, dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens. Die Reise führte nach **Ansbach**, neben vielen sehr spannenden Geschichten ging es auch um **Kaspar Hauser**, **Albrecht Dürer**, die bedeutende Fürstengruft und die prächtige Schwanenkapelle.



Vor dem Ansbacher Markgraf-Georg-Brunnen, im Hintergrund das im gotischen Stil von Baumeister Sixtus Kornburger erbaute Stadthaus, präsentiert sich die Schülergruppe mit Heide Bauer (ganz links), Christoph Stabe und Oberbürgermeister Thomas Deffner; ganz rechts: Dr. Jürgen Danowski

Unser ehemaliger Landeskulturreferent **Dr. Jürgen Danowski** hatte zusammen mit der Kreisgruppenvorsitzenden **Heide Bauer** ein sehr umfangreiches und beeindruckendes Programm vorbereitet. Der Höhepunkt war der Empfang bei Oberbürgermeister **Thomas Deffner** (CSU) im gotischen Rathaus, der sich, ausführlich über seine Stadt berichtend, viel Zeit für die Gäste aus der Polnischen Republik nahm. Am Abend dann noch eine musikalische Überraschung für unsere Gäste. Ein Konzert der Staatsbad Philharmonie Kissingen, mit einer Operettenreise von Berlin nach Wien, klassisches Europa, das so leider auch der Vergangenheit angehört. Einer der Komponisten des Abends übrigens, **Walter Kollo**, stammte aus dem ostpreußischen **Neidenburg**, die Vorfahren des Posaunisten des Kurorchesters kamen aus dem masurischen **Lötzen**. So schloss sich der Kreis auf wundersame Weise, Ostpreußen lebt und ist noch vielfältig präsent.

Foto rechts: Dr. Jürgen Danowski neben dem Ansbacher Albrecht-Denkmal

Am nächsten Morgen brach der letzte Ausflugstag unserer Schüler an. Es ging in das protestantische **Coburg**, geprägt von der Reformation, von Martin Luther und vom Fürstenhaus Sachsen-Coburg-Gotha. Überall deutsche Geschichte und deutsches Brauchtum in dieser schönen Stadt.

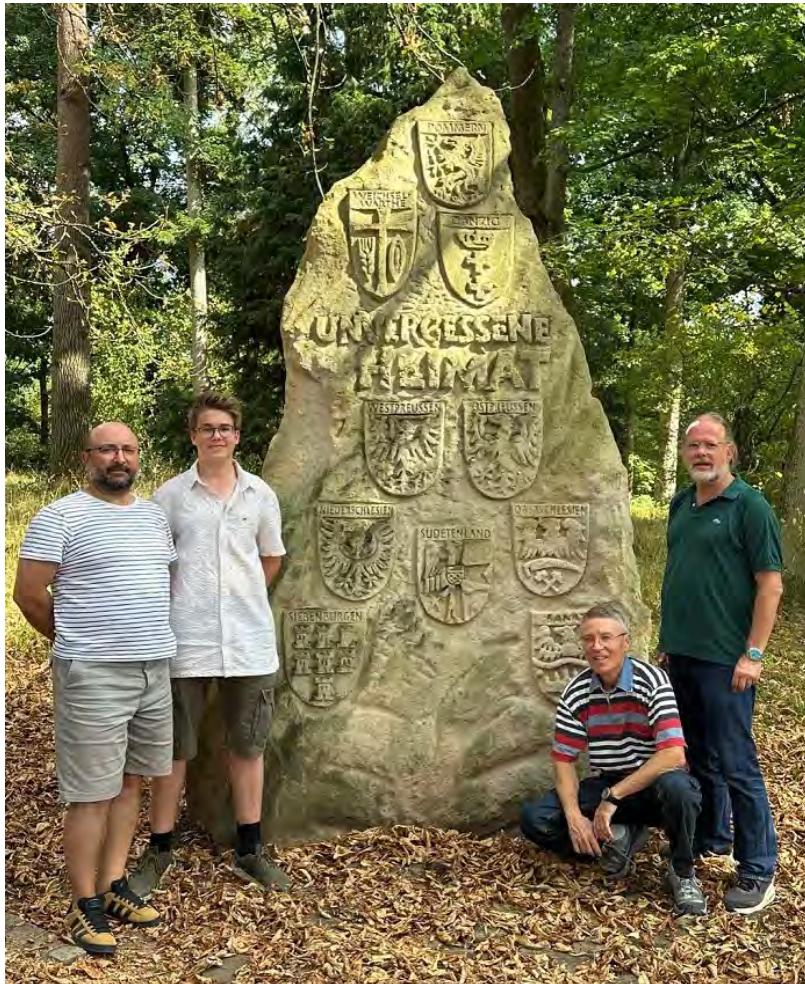


Manch harter Gegner wurde an diesem Tage bezwungen. Dazu leckere lokale kulinarische Botschafter von 31 cm Länge (Coburger Bratwürste, Anm. d. Red.) auf dem Marktplatz genossen. Gemeinsam mit LOW-Vorstandsmitglied **Ralf Loos** wurde die Veste Coburg genommen.



Noch einmal ein Gruppenbild – hier auf dem Coburger Marktplatz, flankiert von Ralf Loos (ganz links) und Leander Holzer (ganz rechts)

Was für eine Genugtuung, was für ein Gefühl nach dem mühevollen Aufstieg unter strahlender Sonne! Begeistert genossen die Schüler den Blick in das weite Land hinab, bis in das grüne Land Thüringen hinein. Deutschland ist hier wahrlich noch wunderschön.



Nach intensiven und sehr ereignisreichen Tagen mit unseren Gästen aus dem südlichen Ostpreußen ging der Schülerkulturaustausch am nächsten Tag zu Ende. Nicht ohne sich natürlich gebührend und ausführlich zu verabschieden. Die LOW Bayern dankt dem Team des Heiligenhofs um **Steffen Hörtler** und **Gustav Binder** für eine perfekte Möglichkeit, gemeinsam zusammenzukommen.

Dem Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales sowie dem Haus des Deutschen Ostens in München ist ebenso großer Dank auszusprechen für die Finanzierung unserer „Brückenbauer-Maßnahme“ mit der Republik Polen. Wir haben den Freistaat Bayern von seinen besten Seiten gezeigt.

*Foto links:
Gedenkstein der deutschen Heimatvertriebenen bei Coburg mit den Wappen der Heimatprovinzen;
v.l.n.r.: Peter Dukat, Leander Holzer,
Ralf Loos, Christoph M. Stabe*

Text: Pia Lingner-Böld, Christoph M. Stabe / Fotos: Christoph M. Stabe, Leander Holzer

Förderhinweis

Diese Maßnahme wurde gefördert über das Haus des Deutschen Ostens, München, durch:



Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales

// Zukunftsministerium
Was Menschen berührt.

Der Tag der Professoren

Die 2. Landeskulturtagung in Ellingen bot Vorträge auf Hochschulniveau

Ellingen (Bay). Fast haargenau zum vorgesehenen Zeitpunkt – nämlich um 10.02 Uhr statt um 10.00 Uhr – gelang es **Gunter Dehnert**, dem Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen, der zur Zweiten Landeskulturtagung in Ellingen geladen hatte, sich Gehör zu verschaffen und das Thema der Tagung kurz zu umreißen: Es ging um die Frage „*Ein Akt der Unterwerfung? 500 Jahre Herzogtum Preußen – Jubiläum der Krakauer Huldigung von 1525*“. Dehnert erläuterte dazu: „Am 8. April 1525 – also vor 500 Jahren – unterzeichnete Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach den Friedensvertrag zwischen dem Deutschen Orden und der polnischen Krone. Zwei Tage später wurde der Vertrag auch als öffentlicher Akt auf dem Krakauer Marktplatz vollzogen: Der Hochmeister des Deutschen Ordens legte den Ordensmantel ab, huldigte dem polnischen König Sigismund dem Alten und erhielt Preußen als Lehen zurück. Albrecht war nun erster Herzog in Preußen. Dieses Ereignis ist eines der wichtigsten in der Geschichte Ostpreußens.“

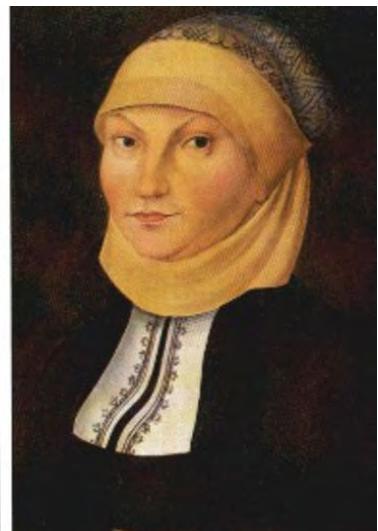


links: Kulturzentrumsdirektor Gunter Dehnert eröffnet die Tagung /
rechts: Kurator Felix Schmieder referiert über die Ausstellung und das Jubiläumsthema

Daß auch bei den Preußen nicht immer alles wie geplant klappt, erfuhren die Teilnehmer sogleich: Der erste Vortrag mit dem Titel „*Das Herzogtum Preußen – ein Musterland der Reformation, oder: wie Herzog Albrecht nach 1525 den ersten lutherischen Staat schuf*“ von **Prof. Dr. Matthias Asche** (Universität Potsdam) mußte wegen Erkrankung des Referenten ausfallen; statt seiner trat Ausstellungskurator **Felix Schmieder** M.A. (Kulturzentrum Ostpreußen) ans Rednerpult und hielt nicht nur seinen eigenen Kurzvortrag über die Ausstellung des Hauses, sondern versuchte so gut wie möglich auf das eigentlich vorgesehene Thema einzugehen – keine leichte Improvisation für den noch jungen Wissenschaftler, der allerdings bewies, daß er durchaus tiefergehende Kenntnisse besaß! Der Applaus am Schluß war denn auch durchaus gerechtfertigt.

Als nächster Referent folgte **Prof. Dr. Manuel Teget-Welz** (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg); sein Thema lautete: „*Cranach, Königswieser und Co. – Maler im Dienst Herzog Albrechts von Preußen*“, und die von ihm reichlich mitgebrachten Lichtbilder waren noch anschaulicher als seine mit eindringlicher Stimme vorgetragenen Erläuterungen. Man spürte, daß hier ein echter Kenner

einer sehr speziellen Materie auftrat – so mancher Malername war vielen der Anwesenden zuvor unbekannt gewesen und wurde nun mit Erstaunen zur Kenntnis genommen.



links: Professor Dr. Manuel Teget-Welz (Erlangen) referierte über Maler im Dienst Herzog Albrechts von Preußen alias Albrecht von Brandenburg-Ansbach / rechts: die bekannten Cranach-Gemälde von Martin Luther und Katharina von Bora von 1528 (Abbildung: www.lutherstadt-wittenberg.de)

Es dominierte natürlich der ältere **Lucas Cranach** (1472-1553), Zeitgenosse nicht nur von Herzog **Albrecht**, sondern auch von **Martin Luther**, **Andreas Osiander** u.a., aber auch die Künstler **Friedrich Nußdörfer**, **Hans Schenck**, **Hans Dürer**, **Hans Krell**, **Jacob Binck**, **Cornelis Floris**, **Crispin Herrant**, **Georg Pencz**, **Heinrich Königswieser** und **Andreas Riehl** (der Jüngere) kamen zu ihrem Recht.



Nach der Mittagspause leitete **Prof. Dr. Hiram Kümper** (Universität Mannheim [Foto links]) seinen Vortrag „*1525 und die Ordnung im Ostseeraum: Folgen für das preußisch-hanische Verhältnis*“ zunächst mit einer Betrachtung der Wirtschaft im Ordensstaat und im gesamten Ostseeraum ein. Kümper rief den Zuhörern ins Gedächtnis zurück, daß die Hanse auch in ihrer großen Zeit niemals ein fester Verband mit Regeln für die Mitglieder gewesen war, sondern lediglich ein loser Zusammenschluß von Städten und einzelnen Kaufleuten zur Festlegung und Wahrung gemeinsamer Interessen, indem man sich gegenseitig nach seinen jeweiligen Möglichkeiten unterstützte; man konnte ihr weder beitreten noch sie verlassen, sondern man machte entweder mit oder ließ es bleiben.

Der Referent erinnerte daran, daß viele damalige Handelsplätze sich weit im Binnenland befanden und auch etliche dieser zu den Hansestädten gehörten; weitere Partner befanden sich weit östlich der Staatsgrenzen des Ordens, z.B. in **Nowgorod** im Zarenreich. Zar **Iwan III.** war es, der in der letztgenannten Stadt im Jahr 1494 die Schließung des dortigen Hansekontors verfügte.

Mit dem Krakauer Vertrag gab es den Handelspartner „Deutscher Orden“ nicht mehr; zudem sorgte die Einleitung der Säkularisation und der Reformation für Zündstoff unter den Partnern. Die Nord- und Ostseeanrainer hatten plötzlich weniger gemeinsame Interessen mit den binnennärdischen Städten und Kaufleuten, was in der Folge rasch zu immer mehr Konflikten führte und schließlich in den Danziger Aufruhr im Januar 1525 mündete, der 15 Monate später (im April 1526) vom polnischen König **Sigismund I.** niedergeschlagen wurde; jedoch beließ der König den Danzigern weitgehend ihre bisherigen Vorrechte, was zu einer schnellen Stabilisierung der Situation führte.

Ganz nebenbei gelang es dem Referenten auch noch, seinen Zuhörern mit seinen Erläuterungen der mittelalterlichen wirtschaftlichen und finanziellen Zustände im Handel ein besseres Verständnis des

heutigen Begriffes „Globalisierung“ zu vermitteln – den meisten dürfte zuvor nicht unbedingt klar gewesen sein, wodurch sich Arbitrage- und Spekulationsgewinne unterscheiden und zu welchen Teilen an den Gesamtgewinnen sie damals und heute gehörten bzw. noch gehören. Der Mannheimer Historiker zeigte beispielhaft, daß die Sicht auf andere Fachgebiete durchaus den Blick für Zusammenhänge schärfen kann, was sich auch in der anschließenden Frage- und Diskussionsrunde zeigte.



Abbildung rechts:
Georg Giese (1497-1562), Danziger Kaufmann
(Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren, 1532
[Berliner Gemäldegalerie, gemeinfrei])



Den Schlußvortrag des Tages hielt **Prof. Dr. Igor Kąkolowski** (Foto links) vom Zentrum für Historische Forschung (Berlin); sein Thema lautete: „*Die preußische Huldigung 1525 in der polnischen Erinnerungskultur: Kontinuitäten, Kulturschablone und Anspielungen*“, und man kann zumindest konstatieren, daß der Referent sich inhaltlich strikt an seine durch den Titel selbst gesetzten Grenzen hielt. Hierzu muß man wissen, daß das sogenannte „Zentrum für Historische Forschung“ eine Art Wurmfortsatz der „Polnischen Akademie der Wissenschaften“ ist, die ihren Sitz in Berlin und somit eine Art „geistiges Statthaltertum“ der polnischen Regierung in der deutschen Hauptstadt innehalt – sprich: aufpaßt, daß die Deutschen nicht etwa eine eigenständige Geschichtsforschung über die 1945 annektierten ostdeutschen Gebiete betreiben, sondern die polnische Variante möglichst 1:1 übernehmen; diesem Zweck dient auch die 1972 gegründete „Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission“, deren Aufgaben wie folgt beschrieben werden:

*„Sie bildet eines der wichtigsten Foren für die Zusammenarbeit zwischen Historikern, Geographen und Geschichtsdidaktikern aus beiden Ländern und stellt zugleich den Versuch dar, den nationalen Blickwinkel auf die Geschichte zu überwinden. Die Schulbuchkommission bildet eines der am stärksten ausgebauten und von Vertrauen und langjähriger Zusammenarbeit getragenen Wissenschafts-Netzwerke. Das wichtigste Ziel der Schulbuchkommission ist dabei die Intensivierung des Dialoges zwischen deutschen und polnischen Historikern und Geographen. Durch regelmäßige wissenschaftlich-didaktische Analysen von Schulbüchern und Schulbuchempfehlungen soll erreicht werden, dass das jeweilige Nachbarland sachlich und angemessen in der Schule dargestellt wird. Zudem werden Fachkonferenzen organisiert und an die Lehrer beider Länder gerichtete Themenbände veröffentlicht. Schließlich ist die Schulbuchkommission auch eine der wichtigsten Träger des gemeinsamen Projekts eines Geschichtsbuchs.“*¹ (Schreibweise vom Original übernommen, Red.) Die Kommission wurde bezeichnenderweise in der Regentschaft von Bundeskanzler **Willy Brandt** installiert.

¹ Siehe: <https://cbh.pan.pl/de/gemeinsame-deutsch-polnische-schulbuchkommission>; dort heißt es außerdem: „Von deutscher Seite wird die Schulbuchkommission seit 1972 organisatorisch vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig betreut. Auf der polnischen Seite entscheidet der jeweilige Vorsitzende der Kommission über die institutionelle Anbindung (sic!). Seit 2007 ist die polnische Seite der Schulbuchkommission beim Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften verankert.“ Damit ist der Einfluß der polnischen Politik auf die Kommission volumnfähiglich garantiert.

Immerhin schien dem Vortragenden bewußt zu sein, daß er sich auf dieser Veranstaltung der Ost- und Westpreußen auf sehr dünnem Eis bewegte; entsprechend sachlich war sein Vortrag, entsprechend respektvoll und höflich auch sein Auftreten. Da er seit nunmehr 14 Jahren auch an der Universität Allenstein lehrt, darf man ihm durchaus Kenntnisse der lokalen Verhältnisse unterstellen.

Die gute zeitliche Planung Gunter Dehnerts sorgte dafür, daß den Besuchern zwischen den Vorträgen, aber auch im Anschluß an das Schlußreferat, genügend Muße verblieb, um die Ausstellung „*Ein Akt der Unterwerfung? 500 Jahre Herzogtum Preußen*“ eingehend in Augenschein zu nehmen.



Blick in die Ausstellung

Zu danken ist nicht nur den Referenten, sondern auch der Belegschaft des Kulturzentrums und den Mitgliedern der Kreisgruppen Altmühlfranken und Ansbach, die in nun schon liebgewordener Weise für Kaffee, Kuchen und Atmosphäre gesorgt haben.

Text u. Fotos, soweit nicht anders bezeichnet: Rainer Claaßen

Förderhinweis

Diese Maßnahme wurde gefördert über das Haus des Deutschen Ostens, München, durch:



Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales

// Zukunftsministerium
Was Menschen berührt.

Bartenstein ist eine Reise wert...

...selbst im Winter läßt sich dort mühelos z. B. das Adventstreffen durchführen!

Bartenstein (Ostpr.). Traditionen wollen gepflegt werden – und das geht am besten an traditionsreichen Orten; liegen diese dann geographisch noch so, daß sie eine gewisse Atmosphäre haben, so entsprechen sie den Grundanforderungen der ostpreußischen Jugendarbeit. Einen solchen Platz hatte der Vorstand des Bund Junges Ostpreußen in diesem Jahr im Bartensteiner Ortsteil **Eichenbruch** gefunden, wo auf einem ehemaligen Gutshof ein rustikaler und dabei urgemütlicher Hotelbetrieb entstanden ist, der sommers wie winters eine größere Veranstaltung wie das von der LOW-Bayern jährlich ausgerichtete Jugendadventsseminar aufnehmen und die Beherbergung sowie Verpflegung ohne Mängel und Beanstandungen durchführen kann.



Der Freitags-Grillabend lebte in Bartenstein wieder auf – er war im Vorjahr sehr vermißt worden!



Die Vorbereitungen der Singgruppe laufen unter der Leitung von Daniel Specht (Mitte mit Gitarre) und Lisa Bednarz (links mit Bratsche)

Die Anreise gestaltete sich zum Teil schwierig; Bartenstein, eigentlich an der „Ostpreußischen Südbahn“ (Pillau – Königsberg – Korschen – Lyck – Prostken – Grajewo) gelegen, ist seit über zwanzig Jahren nicht mehr mit Reisezügen erreichbar, weswegen der Weg entweder ab Allenstein per Bus oder überhaupt mit dem Auto zurückgelegt werden mußte. Es gab denn auf dem Weg auch mehrere schneebedingte Ausfälle – in Ostpreußen lag die weiße Pracht mehr als kniehoch auf Straßen, Wegen und Plätzen, und die Fahrwege waren abseits der Hauptstraßen mit spiegelglattem Eis bedeckt. Aber trotz steckengebliebener und z. T. beschädigter Fahrzeuge kamen die meisten der angemeldeten Teilnehmer annähernd pünktlich – zum Wochenende wurden es sogar noch mehr, so daß sich bei der Adventsfeier am Samstagabend schließlich 120 Personen versammelt hatten!



Die Bastelgruppe bereitet Tisch- und Baumschmuck vor...



...während die „Weihnachtsbäckerei“ mit der Vorbereitung des Plätzchen- und Keksgebäcks sowie der berühmten ostpreußischen Honiglebkuchen und Pfefferkuchen beschäftigt ist!

Da wieder eine ganze Reihe junger Familien gekommen war (meist waren die Eltern bereits in früheren Jahren als Jugendliche bei dieser Veranstaltung als Teilnehmer dabeigewesen), hatte die Veranstaltungsleitung eine gut angenommene Kinderbetreuung organisiert. Allerdings sollten und wollten die Kinder beim Backen und Basteln natürlich unbedingt mitmachen, so daß eine Betreuung über den Samstagmittag hinaus nicht erforderlich war. Die Kleinen wirkten denn auch emsig und begeistert mit, denn welches Kind liebt nicht die Verarbeitung von Kuchenteig...?!



Ob beim Ausstechen oder Ausrollen – Kuchenteig ist etwas Schönes, und ab und zu schmeckt auch ein Stückchen Teig sehr gut! Die Ostpreußen sagen dazu „schmengern“



LOW-Landesvorsitzender Christoph Stabe hält die Eröffnungsrede; links von ihm die Bartensteiner Landrätin Elżbieta Zabłocka und ihr Sensburger Kollege Waldemar Cybul, rechts die BJO-Vorsitzende Ingrun Renker, ihr Stellvertreter Dr. Friedrich Mudzo und die beiden Geistlichen Schmeier und Hause

Ein echter „Überraschungsgast“ war **Waldemar Czybull**, der noch vor wenigen Jahren als Lehrer mit seinen Schülern nach Bayern gereist war bzw. seinerseits deutsche Jugendliche in Sensburg und Kruttinnen begleitet hatte – jetzt ist er Landrat des Kreises Sensburg und freute sich, die Bekannten aus Bayern wiederzusehen!

Eine weitere Überraschung bot **Sabina Reguła**, Lehrerin aus Neidenburg und Vorsitzende der dortigen Deutschen Gruppe; fünf ihrer Schüler hatten ein musikalisches Quintett gebildet und trugen einige Lieder vor – Gesang mit Instrumentalbegleitung, sorgfältig einstudiert und klangvoll zu Gehör gebracht! Sie hatten, wie sie sagten, etwas Besonderes tun wollen – und die Teilnehmer der Feierstunde klatschten ordentlich Beifall.

Etwas Besonderes waren auch drei Videobotschaften: Die erste kam von Dr. **Bernd Fabritius**, dem Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, die zweite von der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. **Petra Loibl**,

und die letzte vom neuen BdV-Präsidenten **Stephan Mayer**. Alle drei wünschten dem Adventstreffen, wie auch den folgenden, einen guten Verlauf; die Ansprache Petra Loibls erhielt allerdings den längsten Applaus, weil die Bio-Bäuerin und Tierärztin aus Dingolfing bei den Ostpreußen sehr bekannt und beliebt ist – allein im ersten Jahr ihrer Amtszeit hatte es schon ein halbes Dutzend Treffen gegeben!



Das Neidenburger Schülerquintett bei seinem Auftritt...



...und als Teil einer größeren Musikgruppe, die Advents- und Weihnachtslieder zu Gehör brachte!

Das Geistliche Wort wurde vom katholischen Domherrn **André Schmeier** auf Deutsch gesprochen; für die evangelische Seite trat – in polnischer Sprache – Bischof **Paul Hause** in Aktion. Diese atypische Arbeitsteilung, die es so nur auf dem Adventsseminar der ostpreußischen Jugend gibt, bewährte sich auch diesmal wieder.

Der weltliche Höhepunkt des Abends war natürlich das Entzünden der Feuerzangenbowle durch **Damian Kardymowicz** aus Heilsberg; geistlich gipfelte das Treffen hingegen im Anzünden der ersten Kerze im Adventskranz gemeinsam durch die beiden Prediger Hause und Schmeier.



Damian Kardymowicz lässt es gekonnt blitzen und zischen – die Bowle geht ihrer Vollendung entgegen!

Auch in diesem Jahr ist besonders **Florian Landes** zu danken; der junge Mann aus dem Allgäu hatte erneut eine spannende Schnitzeljagd vorbereitet, diesmal quer durch Bartenstein – alle, die mitmachten, fühlten sich angespornt, ihr Wissen zu vertiefen!

Das abschließende Kinder-Quiz gewann übrigens **Luise Melchior**, die noch nicht zur Schule geht...

Text u. Fotos: Rainer Claaßen

Förderhinweis

Diese Maßnahme wurde gefördert über das Haus des Deutschen Ostens, München, durch:



Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales

// Zukunftsministerium
Was Menschen berührt.

Elbing: Kanal durch die Frische Nehrung hat sich bewährt

von Erwin Vollerthun

Bereits Friedrich II. hatte nach der ersten polnischen Teilung 1772 den Bau eines Kanals durch die Frische Nehrung erwogen, um das Preußen zugefallene Elbing zu einem Konkurrenten zur bei Polen verbliebenen Stadt Danzig zu machen. Da Danzig seinerseits jedoch mit der zweiten polnischen Teilung 1793 zu Preußen kam, wurde der Kanalbau überflüssig.

1874 machte der damals sehr einflussreiche Danziger Stadtarchitekt **Julius Albert Licht** den Vorschlag, das Frische Haff weitgehend trocken zu legen und als fruchtbare Polderland landwirtschaftlich zu nutzen. Der Elbinger Stadtrat griff diesen Gedanken Ende der 1920er Jahre auf und stellte 1932 eine „*Denkschrift über die Trockenlegung des Frischen Haffs und den Durchstich durch die Frische Nehrung bei Kahlberg*“ vor.

Etwa 65 Prozent des Haffs sollten trockengelegt werden. Auf rund 540.000 Hektar Neuland hätten dann bis zu 13.000 angeworbene Siedlerfamilien wirtschaften können, geschützt durch Deiche, Pumpwerke und Meliorationsgräben. Bestehen bleiben sollten nur die Gewässer am Pillauer Seetief mit der Fahrinne nach Königsberg, Elbing sollte durch einen sechs Meter tiefen Kanal zum Nehrungsdurchstich bei Kahlberg mit der Ostsee verbunden werden.

Ein zweiter Kanal durch die trockengelegte Nehrung war nach Königsberg geplant. Dieser Plan geriet nach der Machtübernahme des NS-Regimes 1933 bald in Vergessenheit.



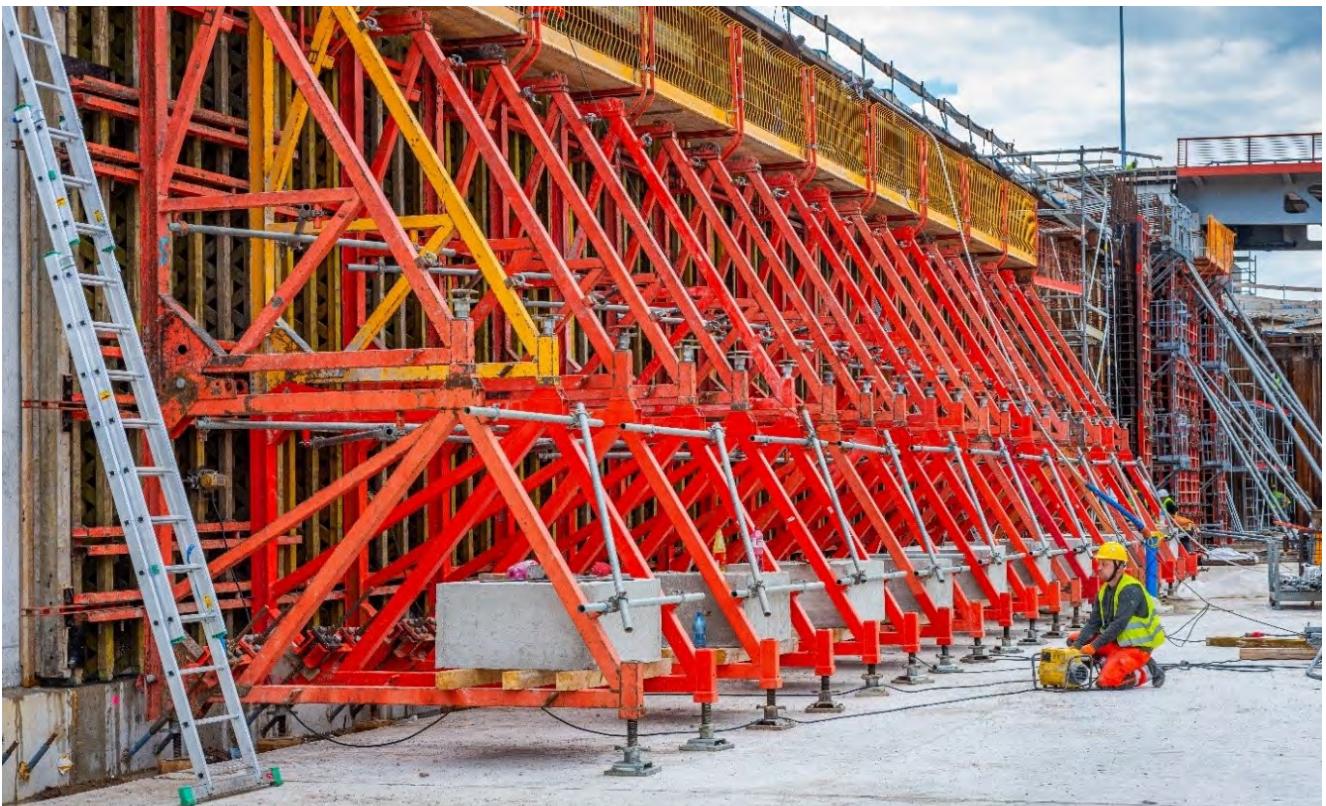
Der Kanal durch die Frische Nehrung kurz vor der Betriebseröffnung, Blick Richtung Ostsee (Foto: Wikipedia/PiotrMig – Eig. Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=121375567>)

Bereits in den 1960er und 1970er Jahren gab es Überlegungen seitens der polnischen Regierung, einen Durchstich durch die Frische Nehrung zu schaffen. Dieses Projekt scheiterte am fehlenden Geld. Erst im Mai 2016 verabschiedete die Regierung eine Resolution zum Bau des Kanals und dessen Finanzierung aus dem Staatshaushalt in den Jahren 2017 bis 2022. Die Russische Föderation sah darin einen Affront und behauptete, dass der Kanal für NATO-Schiffe gebaut und eine Gefahr für die Enklave Kaliningrad darstellen würde.



Drohnenbild, Blick Richtung Haff und Festland (Foto: Wikipedia/Jendrusk – Eig. Werk, CC BY-SA 4.0, h)

Der Kanal befindet sich zwischen **Vogelsang** (Skowronki) und **Pröbbernau** (Przebrno). Im Februar 2019 wurde auf der Frischen Nehrung auf einer 200 Meter breiten Schneise der Wald gefällt. Die Bauarbeiten wurden im September 2022 beendet, die Eröffnung fand am 17. September 2022, dem 83. Jahrestag der Sowjetischen Besetzung Ostpolens, statt.



Einhäuptige Wandschalung gegen die zuvor eingelassenen Spundwände für die 6 m hohen Kanalwände mit PERI Vario GT24 Trägerschalung und Stützböcken SB-A und SB-B (Foto: PERI)

Der Kanal ist 1,3 km lang und 5 Meter tief. Er verfügt über eine 270 Meter lange Schleuse mit zwei Tortaschen mit 1 Meter dicken Decken, zwei Drehbrücken und zwei Wellenbrecher. Die Spundwände bestehen aus Stahlspundbohlen mit einer Gesamtlänge von ca. 2,0 km. Außerdem gibt es ein Bürogebäude für den Kapitän. Die Projektanforderungen, die erfüllt werden müssen, lauteten: Hochwertige Betonoberflächen, einhauptige Schalung in der Schleuse mit Höhen bis zu 6,0 m sowie ein hohes Maß an Sicherheit und Arbeitssicherheit.



Im Vordergrund rechts PERI Rahmenschalung, weiter hinten links wieder PERI-Vario GT24 Trägerschalung mit Stützböcken SB-A und SB-B (Foto: PERI)

Die kompletten Ingenieurleistungen wurden von der Firma PERI Płochocin (Nähe Warschau) und PERI Danzig erbracht. Zum Einsatz kamen insgesamt 11 verschiedene PERI Schalungs- und Gerüstsysteme, nämlich VARIO GT24 Träger-Wandschalung, Rahmenschalung DOMINO, TRIO Rahmenschalung, Faltbühne FB 180, SB Stützbock SB-A und SB-B, PERI UP Easy Fassadengerüst und PERI UP Flex Arbeitsbühnen.

Die Firma PERI ist der weltweit größte Schalungshersteller mit Sitz in **Weißenhorn** in Südbayern (Nähe Ulm). Die Firma PERI ist immer noch ein tarifgebundener Familienbetrieb mit weltweit ca. 10.000 Mitarbeitern, die in vielen Ländern dieser Welt Tochterfirmen und Niederlassungen hat, so auch in Polen. Der Verfasser dieses Beitrages ist seit 47 Jahren bei PERI beschäftigt, davon 39 Jahre hauptberuflich in der Auftragsabwicklung Miete in Weißenhorn und 8 Jahre einmal wöchentlich in Günzburg.

Die am Kanalbau beteiligten Firmen sind N.V. BESIX Spółka Akcyjna, NDI SOPOT (**Zoppot**) Spółka Akcyjna, NDI Spółka, Przembud Gdańsk (**Danzig**) Spółka Akcyjna.

Damit auch etwas größere Frachtschiffe von Elbing aus durch den Kanal in die Ostsee fahren können, muss das Elbinger Hafenbecken ausgebaggert werden. Viele Jahre wurde darum gerungen, wer die Kosten des Ausbaggers bezahlen soll, die Stadt Elbing oder der Staat Polen. Nun hat man sich geeinigt, dass die Kosten vom Staat Polen getragen werden.

Wann mit dem Ausbaggern des Hafenbeckens begonnen wird, steht noch nicht fest. Ob sich das ganze Kanalprojekt jemals rechnen wird, ist sehr, sehr fraglich². Bis jetzt fahren nur kleine Schiffchen

² Die Rentabilitätsfrage ist bei Infrastrukturprojekten kaum jemals exakt zu beantworten, da das Verkehrswege- netz natürlich als Ganzes immer **allen** Bürgern zugutekommt. Die isolierte Betrachtung eines Einzelprojektes würde fast immer zum Ergebnis „nicht rentabel“ führen; dies kann aber kein Kriterium für die Beantwortung der Frage „Bauen oder nicht bauen?“ sein. (Red.)

und Boote durch den Kanal. Wenn das Hafenbecken ausgebaggert ist, müssten erst entsprechende Güter gefertigt werden, die dann auch mit größeren Schiffen durch den Kanal transportiert werden. Dies erscheint mir eher unrealistisch.



PERI TRIO Rahmenschalung (Foto: PERI)



*links: Baustellenübersicht
(Foto: PERI)*

Für die großartige technische Hilfe bei diesem Bericht danke ich ganz herzlich meinen PERI-Kollegen:

Helmut Schugg,

**Peter Götz-Kottmann
mit Kollegen**

**und Wojciech Wyrwicki,
Direktor PERI Danzig.**

Wenn Sie einmal in der Gegend um Elbing oder Danzig sind, sehen Sie sich dieses Meisterwerk der Technik an. Es lohnt sich. Wenn Sie dann auch noch in der Ostsee baden möchten, fahren Sie nicht nach Kahlberg (Krynica Morska), das ist hoffnungslos überlaufen. Ein paar Kilometer westlich bei Bodenwinkel (Kąty Rybackie) haben Sie noch einen langen Sandstrand fast für sich alleine. Genießen Sie es.

Erwin Vollerthun

Autonome Frachtfähre

Mit der „General Tschernjachowskij“ bestreitet erstmals ein selbstnavigierendes Schiff eine reguläre Seeverbindung.

Die 2022 fertiggestellte 200 m lange sowie 27 m breite umweltfreundliche Ro-Ro-Automobil- und Eisenbahnfähre dient der Versorgung Russisch-Ostpreußens mit zivilen Gütern, die auf dem Landweg bei den sich wiederholenden Blockaden Litauens oftmals gezielt verlangsamt behandelt oder vollständig zurückgewiesen werden, was für Rußland bisher erhebliche Verluste mit sich brachte. Seine Route führt das Schiff vom nordwestrussischen **Ust-Luga** über etwa 500 Seemeilen bis nach **Pillau**, wo es bei seiner Jungfernfahrt im Dezember 2023 nach vier Tagen auf dem Meer wohlbehüllt ankam. Es befährt die Strecke seither im allgemeinen autonom, allerdings erfolgt in den Häfen und bei schwierigen Situationen auf See eine manuelle Steuerung.



Die „General Tschernjachowskij“ im Hafen von Pillau (Foto: Eduard Ljogkij über marinetrack.com)

Das Boot verfügt mit der „Marschall Rokossowskij“ über ein baugleiches Schwesterschiff, das kurze Zeit später ebenfalls auf autonome Navigation umgestellt wurde und seither die gleiche Route bedient. Rußland hat sich damit nicht nur ganz vorn unter die bei der Entwicklung autonomer Wasserfahrzeuge führenden Nationen eingereiht, sondern ist das erste Land der Welt, das solche Wunderwerke der Technik auch praktisch in Betrieb nimmt.

Thomas W. Wyrwoll

Aus Algen und Abfall: Innovativer Biodiesel aus Ostpreußen

Ein echter Geniestreich scheint den Wissenschaftlern der Immanuel-Kant-Universität in Königsberg gelungen zu sein: In einem frisch patentierten Herstellungsverfahren für eine neue Varietät von sog. „Biodiesel“ dienen Algen sowie in hier spezieller Weise Schlick, Klärschlamm und Holzabfälle als Ausgangsmaterialien.

Diese werden miteinander vermischt und dann in einem Reaktor unter Druck auf 300° Celsius erhitzt, wobei eine ölartige Substanz entsteht, die in ihren technischen Eigenschaften weitgehend herkömmlichem Diesel entspricht. Das Erzeugnis kann daher nicht nur problemlos in Standardmotoren genutzt, sondern auch z.B. mit denselben Anlagen wie üblicher Treibstoff verteilt werden. Gewinnung und Verbrennung erweisen sich bei Biodieseln im Vergleich zum fossilen Produkt als weitaus umweltfreundlicher. Auch bei einem Austritt in die Umwelt baut sich Biodiesel ganz anders als herkömmliche Kraftstoffe beinahe vollständig und ökologisch unbedenklich ab. In der russischen Regierung wurden bereits Vorschläge laut, den neuen Kraftstoff zunächst in den ökologisch sensiblen Flussystemen Sibiriens einzusetzen.

Dasselbe böte sich freilich auch vor Ort in Ostpreußen und in dessen Haffern an, wobei mit der Schaffung einer regionalen Herstellungsinfrastruktur unter Einschluß von Algenfarmen als Beitrag zur regionalen Versorgungssicherheit ein weiterer Nutzen hinzukäme. Gerade beim Anbau von Algen ließe sich eine enorme Energieausbeute auf wenig Fläche erzielen, was Russisch-Ostpreußen ein gutes Stück autark von Lieferungen aus dem Mutterland machen würde. Zur Zeit arbeiten die Königsberger Forscher aber noch an fraglos erforderlichen technischen Verbesserungen ihres Verfahrens, um so seinen Energieverbrauch zu senken und die finale Öl-Ausbeute zu erhöhen – erst dann wird es sich sinnvoll in großem Maßstab anwenden lassen.

Thomas W. Wyrwoll

Großes Königsberger Krebszentrum eröffnet

In Arnau bzw. „Rodniki“ wurde im Vorjahr eine hochmoderne Krebsklinik von gigantischen Ausmaßen zur Versorgung der Bevölkerung Russisch-Ostpreußens in Betrieb genommen. Das „Onkologische Zentrum der Kaliningrader Oblast“ an der Pregelstraße Nummer 9 verfügt über eine Gesamtfläche von 46.000 Quadratmetern und an die 700 Mitarbeiter, darunter 147 Ärzte und 219 sog. Medizinischen Fachkräfte. In der klinischen Abteilung stehen 200 Betten für die Aufnahme stationärer Patienten zur Verfügung, während in der angeschlossenen Poliklinik bis zu 300 ambulante Behandlungen pro Tag durchgeführt werden können.



Das neue Königsberger Krebszentrum

Stattliche 28 apparative Behandlungsbereiche sind nach dem neuesten Stand der Technik ausgestattet, darunter auch solche zur Strahlentherapie. Die Kosten der maßgeblich auf Betreiben des früheren Königsberger Gouverneurs **Anton Alichanow** und seines Gesundheitsministers **Alexander Krawtschenko** mit persönlicher Unterstützung Präsident **Wladimir Putins** verwirklichten Einrichtung betragen offiziell stolze 3,6 Milliarden Rubel, was eindrucksvoll die hohe Wertschätzung der eigenen Bürger seitens der russischen Führung aufzeigt. Ein Vergleich mag dies erhärten: Im Königsberger Zentrum arbeiten rund dreimal so viele Ärzte wie in den gesamten gleichen Aufgabenbereichen der Charité in Berlin! Allerdings läuft auch in Russland nicht immer alles rund: Der eigentlich für 2017 geplante Baubeginn des komplexen Gebäudes wurde zunächst durch eine Kündigung des ursprünglich ausgewählten Bauträgers und danach noch dreimal bis zum Sommer 2020 verschoben. Anschließend gelang es aber mit Hilfe der berühmten russischen Endphasen-Turboanstrengung, diese Arbeiten innerhalb von nur etwa drei Jahren abzuschließen. Als letztes hatte sich freilich noch der Einbau einer Kompressoranlage für medizinische Gase verzögert, da die in Großbritannien bestellte Apparatur schlichtweg nicht geliefert wurde – obwohl Medizinprodukte ja eigentlich von den westlichen „Sanktionen“ ausgenommen sind.

Fertiggestellt wurden die technischen Einrichtungen letztlich im vergangenen Jahr, und ein Teil von ihnen wurde auch bereits kurz darauf vorläufig in Betrieb genommen – indes standen für verschiedene weitere Bereiche noch eine ganze Weile die Betriebsgenehmigungen aus, so daß es nicht zur eigentlich verdienten großen Eröffnung aus einem Guß kam.

Dies tut freilich der medizinischen Qualität der Einrichtung keinen Abbruch. Nach persönlichen Beobachtungen des Verfassers dieser Notiz erfolgte die Krebsbehandlung in Russisch-Ostpreußen schon bisher auf einem oft herausragenden Niveau, das sich mit der Eröffnung der neuen Klinik ohne Frage nochmals spürbar erhöhen dürfte. Zunächst dient das Haus zwar verständlicherweise ausschließlich zur Versorgung der gebietsansässigen Bevölkerung, sollten es seine Kapazitäten aber künftig zulassen, böte es sicher auch eine überlegenswerte Alternative für viele unversorgte Patienten aus der BRD: Der onkologische Standard zahlreicher westdeutscher Krankenhäuser liegt schon eine ganze Weile (wie bei vielen anderen Disziplinen auch) deutlich niedriger als bei den russischen Kliniken im Königsberger Gebiet, und diese Einschätzung sollte für das neue Klinikum erst recht gelten!



Präsident Putin bei der Eröffnung der Krebsklinik

Text: Thomas W. Wyrwoll / Fotos: Gebietsregierung Kaliningrad)

Neue Königsberger Fabrik für Medikamente

Im Industriepark Powunden / Chrabrowo wurde eine Medikamentenfabrik der Firma Otisifarm eröffnet, die sowohl der Versorgung des Königsberger Gebietes selbst als auch einer Belieferung anderer Regionen Rußlands mit Antibiotika, Immunmodulatoren, Analgetika und antiviralen Medikamente dienen soll.

Bisher mußten sämtliche in der Oblast benötigten Arzneien von außerhalb importiert werden, da es in der Region für sie keine eigene Herstellung gab – wodurch es in Zeiten von Blockaden immer wieder zu Versorgungsengpässen kam. Die Anlage dürfte diese Probleme nun in einem erheblichen Ausmaß begrenzen und kann sich in der Tat sehen lassen: Auf 19.000 m² Fläche befinden sich Produktions-einheiten, Lagerhallen, Labore und ein eigenes Forschungszentrum. Wie die Werksdirektorin mit dem passenden Namen **Olga Medikowa** die regionalen Medienvertreter wissen ließ, kann ihre Fabrik bis zu 320 Millionen Medikamentenpackungen pro Jahr herstellen, von denen eingangs rund ein Drittel auf der „Liste der lebenswichtigen und unentbehrlichen Medikamente“ stehen dürfte. Einen Schwerpunkt der Produktion will Medikowa allerdings auf die Herstellung von „Standardmedikamenten gegen Erkältung, Grippe und SARS (!)“ legen, die in russischen Apotheken am häufigsten verkauft würden.



Werksdirektorin Olga Medikowa und Gouverneur Anton Alichanow stellen die neue Pharmafabrik den Medien vor (Foto: Otisifarm)

Trotz der Grenzblockaden lagen die Verkaufspreise der hier erzeugten Medikamente eingangs unter denen der auf dem russischen Markt üblichen, was faktisch eine Subventionierung der ostpreußischen Exklave widerspiegelt und zudem wohl auch indirekt eine Unzufriedenheit mit gesundheitspolitischen Entscheidungen der Vergangenheit adressieren soll. Rohstoffe werden zur Umgehung der „Sanktionen“ auf dem Seeweg über St. Petersburg angeliefert, wofür das Unternehmen denn auch rechtzeitig Frachtraum angemietet hatte. Den „Exportanteil“ der erzeugten Medikamente konnte man hingegen zumindest bisher kostengünstiger auf dem Landweg über Litauen und Weißrussland ins russische „Mutterland“ verbringen, da Brüssel diese Waren zumindest bisher nicht auf seine Sanktionslisten gesetzt hatte und man sich litauischerseits sogar an diese Regelung hielt. Man möchte hoffen, daß hier auf „europäischer“ Seite bald wieder ein gewisser Grundanstand zum Tragen kommt und die Lieferwege für Medikamente in beide Richtungen ohne jegliche Behinderung geöffnet werden! Zur formalen Eröffnung der Fabrik ließ es sich übrigens auch Präsident Wladimir Putin nicht nehmen, den Verantwortlichen im Samland per Videoschaltung zu ihrem bis dahin bereits ebenso ansehnlichen wie für die Einwohner Russisch-Ostpreußens höchst erfreulichen Erfolg zu gratulieren.

Thomas W. Wyrwoll

Finis Prussiae Orientalis

Höchstleistungen ostpreußischer Kultur – und ihr Untergang: Lebensbilder von Ludwig Goldstein (1867-1943)

von Jörn Pekrul

„Das Vergangene ist nicht tot. Es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.“
Christa Wolf (1929-2011)

(aus: Christa Wolf: „Kindheitsmuster“, 1976, mit dem ersten Satzteil aus William Faulkners „Requiem für eine Nonne“)

„Wer heute einen Gedanken sät, der erntet morgen die Tat, übermorgen die Gewohnheit und endlich sein Schicksal. Darum muß er bedenken, was er heute sät, und muß wissen, daß ihm sein Schicksal einmal in die Hand gegeben ist: heute!“

Gottfried Keller (1819-1890)

„Dat geiht mi nu so – wie ons Mutterke on andere kloke Lied dat all ömmer geseggt hebbe: wenn der Mönsch öller wart, dann denkt he goarnich mehr so veel an dat, wat om em rom is, he denkt denn veel mehr an det, wat em sine frehere Tiede tom Lache odder Griene gebrocht hett – odder ok bloß an de Tiede selwst.“

Frieda Jung (1865-1929)

Königsberg, Anfang der 1940er Jahre. Die staatliche Propaganda läuft auch Hochtouren. Der Volksempfänger berichtet von militärischen Siegesmeldungen, die kein Ende nehmen wollen. Am 9. April ist die Wehrmacht in Dänemark und Norwegen einmarschiert. Es folgen die Angriffe auf Belgien, die Niederlande und Luxemburg am 10. Mai. Frankreich kapituliert am 22. Juni in einer symbolträchtigen, wenngleich schauerlichen Zeremonie im Wald von Compiègne.

Für die Beschaffung des zentralen Requisits wurde vorher im Armeemuseum zu Paris eine Wand an der Frontseite herausgebrochen. Entwendet wurde der Salonwagen eines Zuges, in dem am 11. November 1918 die Beendigung der Kampfhandlungen zwischen dem Deutschen Kaiserreich und den Streitkräften der Entente (Vereinigtes Königreich, Frankreich und Russland) „vereinbart“ wurde. Am 22. Juni 1940 wird dieser Ablauf invers wiederholt.

Foto rechts: Armeemuseum Paris, Ausbruch des Salonwagens 1940 (Foto: Bundesarchiv, Bild 146-2004-0147 / CC-BY-SA 3.0)



In der Königsberger Jensenstraße Nr. 7, unweit des Nordbahnhofes und des Neo-Renaissancebaus des Polizeipräsidiums von 1914, sitzt in seiner Wohnung ein 73-jähriger Mann. Er ist seit einigen Jahren arbeits- und wirkungslos, obwohl er einer der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt ist: **Ludwig Goldstein**, geboren 1867, unter anderem Feuilletonist der reichsweit angesehenen „Königsberger Hartungschen Zeitung“ (bis 1933) und überregional geachteter Theaterkritiker, seit er sich 1910 entschieden gegen eine Zensur der Aufführung des Theaterstückes „Frühlings Erwachen“ von **Frank Wedekind** (1864-1918) zur Wehr setzte.



Königsberg, Nordbahnhof (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

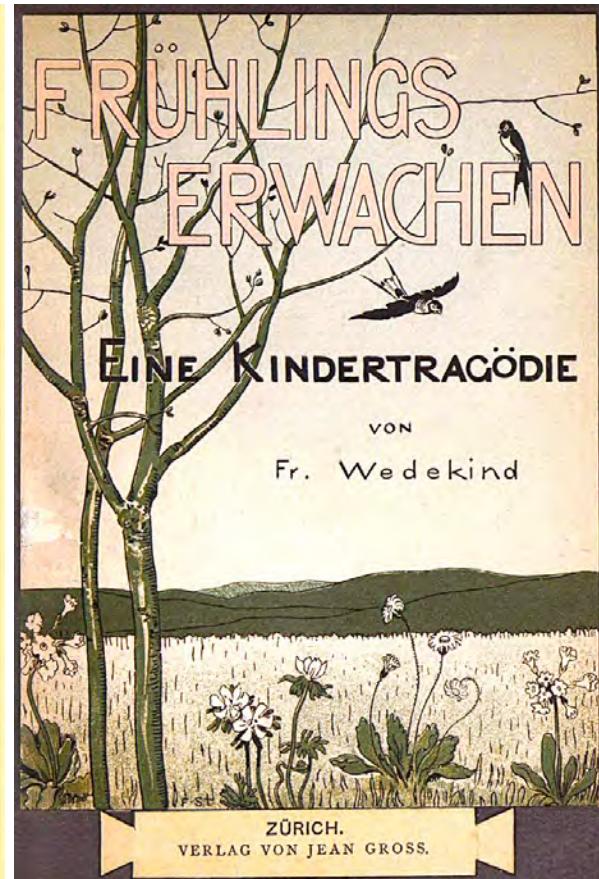
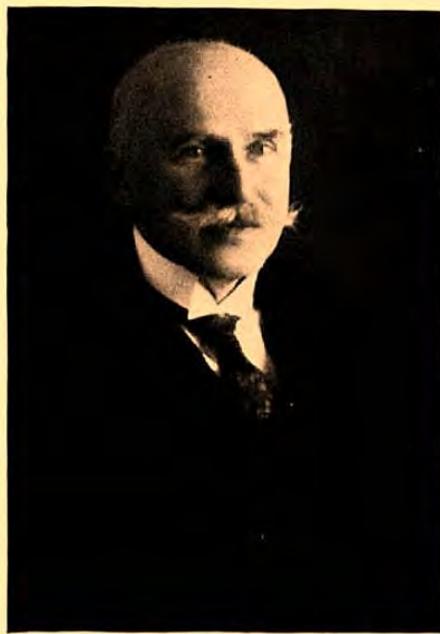


Königsberg, Polizeipräsidium, ca. 1924 (zeitgenössische Postkarte)

Dieses Detail verdient gleich zu Beginn eine nähere Betrachtung. „Frühlings Erwachen“ behandelt die aufkommenden Gefühle Heranwachsender, die im Zuge ihrer Pubertät und der damit verbundenen

Neugier mit den Verwirrungen psychischer Instabilität und damals auch gesellschaftlicher Intoleranz der Erwachsenen zu kämpfen haben.

Goldstein, Ludwig, Dr. phil., Schriftsteller. — Geb. 10. 11. 1867 in Königsberg i. Pr. — Vater: Kaufmann Bernhard G. — Mutter: Marie, geb. Retty. — Verh. mit Louise, geb. Goldmann. — Nach der Reifeprüfung studierte G. Literatur- und Kunstgeschichte sowie Germanistik und Indologie an der Universität Königsberg i. Pr. und wurde zum Dr. phil. promoviert. G. war 50 Jahre lang Feuilleton - Redakteur der Königsberger „Hartungschen Zeitung“ und ist jetzt Mitarbeiter des Ostmarken-Rundfunks. — Werke: „M. Mendelssohn und die deutsche Ästhetik“ (1904); „Der Wiederaufbau Ostpreußens“ (1919); „Das neue Schauspielhaus in Königsberg“; „Paul Wegener“ u. a. m. — G. ist Gründer und Ehrenvorsitzender des Goethebundes in Königsberg i. Pr., Ehrenmitglied des Verbandes der Ostpreußischen Presse sowie Herausgeber des Werkes „Ostpreußen 700 Jahre deutsches Land“, des Kalenders „Ostpreußen“ usw. — Königsberg i. Pr., Julidental 4.



links: Ludwig Goldstein im Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Hrsg. Dt. Wirtschaftsverlag Berlin, 1930 / rechts: Einband der Originalausgabe der „Kindertragödie“ von 1891 (gemeinfrei)

Die Uraufführung fand am 20.11.1906 an den Berliner Kammerspielen unter der Regie von **Max Reinhardt** (1873-1943) statt. Eine Hauptrolle fiel an **Alexander Moissi** (1879-1935), einen Schauspieler albanisch-ärbëreshischer Abstammung (Foto rechts [Aufnahme: Nicola Perscheid/Photochemia Berlin]). Er gab den grüblerischen, zerrissenen, dem Tod zugeneigten Charakter. Seit 1903 in Berlin unter Max Reinhardt tätig, wurde Moissi der berühmteste Schauspieler im deutschsprachigen Raum. Moissis Frau **Marie** (1874-1943), ihrerseits eine gefeierte Theaterschauspielerin in **Wien** und **Berlin**, wurde 1923 die Lehrerin für die damals 15-jährige, blutjunge **Dorothea Wieck** (1908-1986). Dorothea Wieck wurde ihrerseits eine Grande Dame des deutschen Films und stand von 1926 bis 1973 ununterbrochen vor der Kamera. Ihre Hauptrolle in „*Mädchen in Uniform*“ (1931) von **Leontine Sagan** (1889-1974) wurde ein internationaler Erfolg und gilt bis heute als Klassiker des Genres.

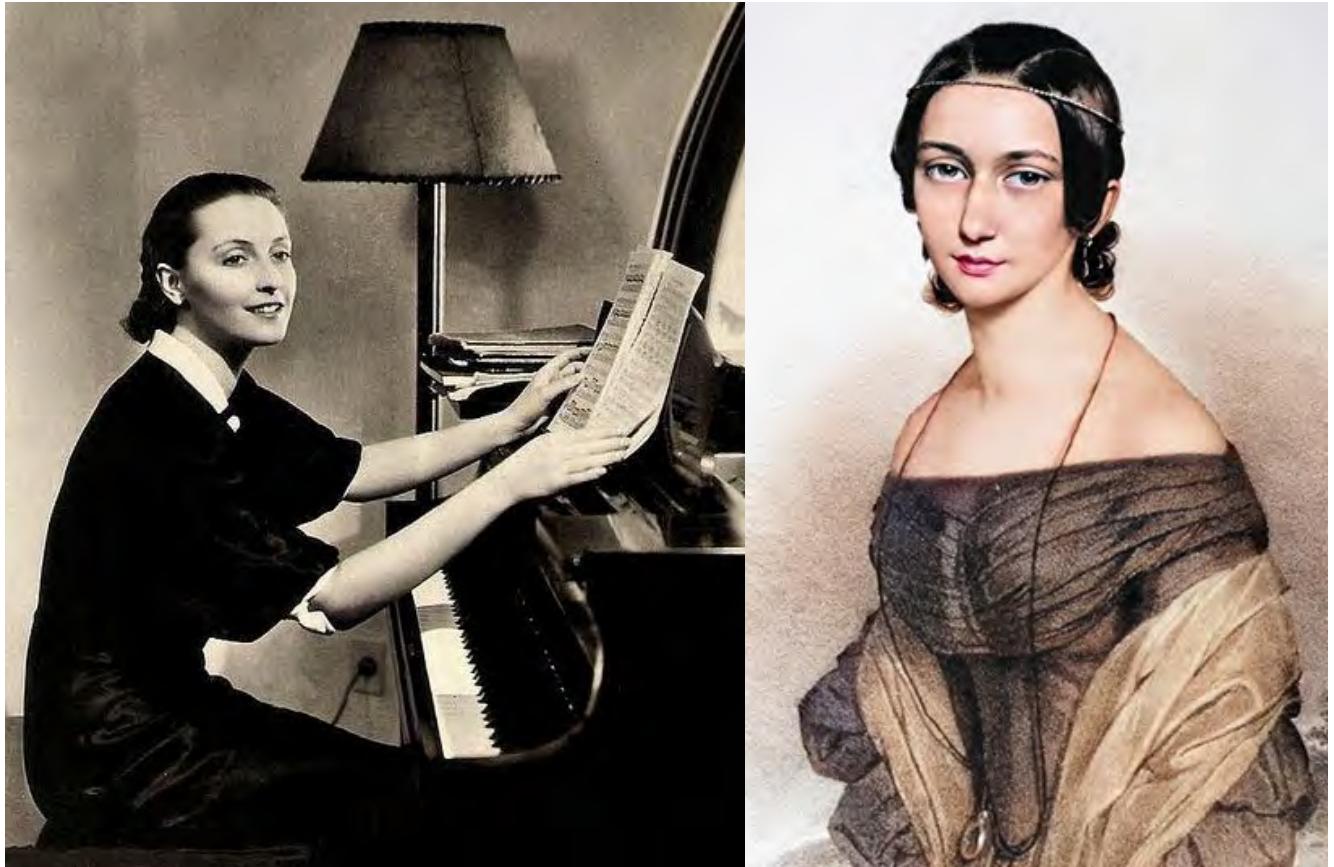


Dorothea war auch die Cousine des großen **Michael Wieck** (1928-2021), der – den Königsbergern wohlbekannt – mit seinem 1989 erschienenen Lebensbericht „*Zeugnis vom Untergang Königsbergs – Ein Geltungsjude berichtet*“ ein Buch von Rang hinterlassen hat. Beide, Dorothea wie Michael, waren direkte Verwandte von **Clara Schumann-Wieck** (1819-1896) die als Pianistin, Komponistin und Klavierpädagogin die deutsche Kultur bedeutend geprägt hat. Ihr Nachfahre Michael wurde ein begnadeter Violinist, während Dorothea vor der Kamera reüssierte.

Wir sehen schon an diesen Verbindungen, in welch einem interessanten Milieu wir uns mit Ludwig Goldstein bewegen. Er war es, der die große Kultur förderte und sie, wo es ging, nach Ostpreußen brachte.

1935 bekommt Herr Goldstein ein Schreiben vom Präsidenten der „Reichsschrifttumskammer“, das einige gestelzte Sätze enthält: „*Zu meinem Bedauern... als Nichtarier sind Sie außerstande... im*

Sinne des § 10 der ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes... Ausschluß... Frist bis 01. April 1935. Im Auftrage: gez. Suchenwirth“. Im Rückblick liest sich das Schreiben wie eine Absurdität, die einem die Haare zu Berge stehen lassen könnte, wäre da nicht noch das heutige Wissen um den durch und durch unnatürlichen, bösartigen Kern. Eine Entwicklung, die 1918 in Compiègne losgetreten wurde, von Akteuren, die genau wußten, welche Folgen ihr Tun hervorbringen würde. Und 15 Jahre später ein Zustand, der die betroffenen Menschen zu jedem sich denkbaren Strohhalm greifen lassen würde, der die Errettung vor den Folgen seit 1918 zu versprechen schien. Auch Goldstein reflektiert darüber, und dort, wo selbst er noch einen Funken Hoffnung sieht oder eine Begründung zu formulieren versucht, zerschellen diese inneren Erklärungsversuche immer wieder an einer unverrückbaren Realität.



links: Dorothea Wieck, ca. 1934 (Foto: Paramount) / rechts: Clara Schumann-Wieck (Naxos.com)

1936 beginnt Ludwig Goldstein, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Bis zu seinem (krankheitsbedingten) Tod 1943 wird er immer wieder daran arbeiten; Fußnoten und Anmerkungen hinzufügen, um darin die Entwicklung seiner Zeit zu spiegeln. Entstanden ist ein Werk von unschätzbarem Wert, weil es uns das Königsberger Kulturleben im frühen 20. Jahrhundert so nahebringt wie kein zweites. Allein das Namensregister liest sich wie ein „Who is who“ dieser Epoche. Begegnungen mit Schauspielern, Sängern, Autoren, bildenden Künstlern – als Feuilletonchef der „Hartungschen“ war er stets „mit dabei“. Seine Liebe zur deutschen Sprache funkelte in seinen Rezensionen und Kritiken, die manchmal sachlich hart, aber nie persönlich verletzend waren. Dazu kannte er die Mühen der Kunst aus eigener Anschauung zu genau, und ein boshaftes Wesen war ihm fremd. Seine Erinnerungen bestehen aus 5 Bänden, die teilweise mit Diktat von seiner Sekretärin **Meta Zilian** niedergeschrieben wurden. Mit einem Konvolut an Fotos ging das Hauptexemplar in die Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek, wo der ganze Schatz nach den Bombenangriffen im August 1944 verbrannte. Doch eine Abschrift verblieb bei der tapferen Frau Zilian – zweimal drohte ihr eine Hausdurchsuchung durch die Gestapo – und wurde gerettet. Diese Abschrift wurde viele Jahre später im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin aufgefunden von Frau **Monika Boes** (*1938 in Königsberg), deren Vater ein Neffe von „Onkel Lou“ war. 2015 veröffentlichte sie diese kostbaren Erinnerungen – wenn auch ohne Fotos, die bei der Abschrift nicht enthalten waren – als Buch.

Dieser Beitrag will keine Fachkritik dieses Buches sein. Eine solche wurde bereits im „Königsberger Bürgerbrief“ Nr. 90 (Winter 2017) von **Dr. Eberhard Neumann-Redlin von Meding** positiv verfaßt. Stattdessen sollen einige Details wiedergegeben werden, um einen Eindruck von der kulturellen Welt Königsbergs und Ostpreußens zu geben. Es können aus einem 625-Seiten-Werk nur Bruchstücke

beleuchtet werden. Doch auch aus ihnen erblickt uns eine Welt, die wie in einem Brennglas die Zeit erfaßt hat. Vertraute Namen werden uns begegnen und Details einer Stadt, die so vielen Menschen so viel bedeutete. Wir haben, wo es sinnvoll erschien, Goldsteins punktuelle Erinnerungen mit Randinformationen ergänzt, um sie anhand ihres Umfeldes besser einordnen zu können. Als verbindende Klammer sei es die Biographie von Ludwig „Louis“ Goldstein selbst, die die Eckdaten setzt.



Comer See, Blick auf Bellagio, 19. Jhd, von Jacob Suter
(Quelle: meisterdrucke.de)

Ludwig Goldstein wurde am 10. 11.1867 in Königsberg geboren. Die mütterliche Familiengeschichte verzeichnet im 18. Jhd. einen Offizier in fernen Landen, bei denen der **Comer See** stets gegenwärtig ist. Dieser Ahn wurde in eine leidenschaftliche „question d'amour“ mit der lokalen Fürstenmätresse verwickelt. Die fatale Angelegenheit hinterließ als Rettung nur noch die Flucht in nördliche Gefilde. Es wurde **Rastenburg in Ostpreußen**. Inwieweit sich bei den Details dieser Geschichte bereits Dichtung und Wahrheit vermengen, konnte selbst Ludwig Goldstein nicht mehr herausfinden. Doch eine überlieferte Urkunde aus Königsberg vom 03.11.1823 verweist durchaus auf Freiherren, die am

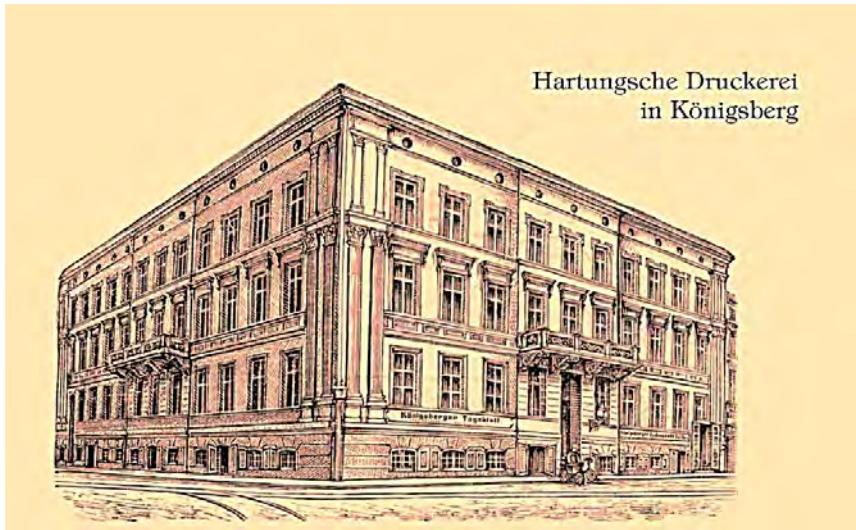


Genfer See ein Schloß und drei Dörfer sowie am Comer See eine Villa und zwei Dörfer besaßen. Der Besitz ging verlustig; übrigens nicht aufgrund des draufgängerischen Ahnen, sondern aufgrund einer Konfiskation. Die verbliebene Familie **Retti** (später **Retty**) war evangelisch und sträubte sich beharrlich dem Drängen der Priester, katholisch zu werden. Der seltene Name „Retti“ wird nur spärlich belegt. Der Weg von Familie Retty führte nach Königsberg, wo seine Mutter **Marie** einen Schneidermeister aus Danzig, **Bernhard Goldstein**, heiratete. Er hatte bei den Totenkopf-Husaren gedient und war ein respektabler Bürger der Stadt, wobei sein jüdischer Glaube in der aufkommenden Emanzipation der Gemeinde in Preußen kein Kriterium war. Nach einer Truppenübung ist sogar ein Lob des Königs **Friedrich Wilhelm IV** (1795-1861) überliefert: „*Husaren! Ich bin zufrieden mit Euch. Ihr habt Eure Sache gut gemacht.*“

links: Königsberg, Neue Liberale Synagoge von 1896 (Foto:Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

Der seltene Name „Retty“ taucht übrigens später in der österreichischen Kulturgeschichte noch einmal auf: Der Schauspieler **Wolf Albach-Retty** (1906-1967) wurde einer der bekanntesten und populärsten Filmschauspieler der 1930er Jahre. Die UFA-Komödie „*Wie konntest Du, Veronika!*“ von 1940 bezaubert noch heute – als einer von vielen Filmen, in denen Albach-Retty mitwirkte. Seine Tochter **Romy Schneider** (1938-1982) ging ebenfalls in die Filmindustrie und wurde zu einer deutsch-französischen Institution. Eine Verwandtschaft der Familie Retty/Albach-Retty zur mütterlichen Seite Goldsteins ist nicht nachgewiesen.

Bleiben wir noch kurz bei dem Familiennamen. „Goldstein“, so forscht er später heraus, ist nicht unbedingt ein Name, der in Mitteleuropa im Rahmen der jüdischen Emanzipationsgesetze entstand. Zu dieser Zeit, im 18. und 19. Jahrhundert, wurden Familiennamen für die jüdische Gemeinde verpflichtend. Es wurden damals geographische Herkunftsnamen gewählt (z.B. „Glogau“), Berufsnamen (z.B. „Kaufmann“), Eigenschaften (z.B. „Goldmann“) oder Namen mit biblischem Bezug. Goldstein fand heraus, daß sein Nachname im alten Sprachgebiet Deutschlands schon um 1290 in christlichen Familien verbreitet war. Er selbst traf 1910 in Würzburg einen Friseur namens Bernhard Goldstein (wie sein Vater!), dessen Familie angeblich von jeher katholisch gewesen war.



Hartungsche Druckerei Königsberg, 1908 (Bildarchiv Ostpreußen)



Goldsteins Kindheit verläuft ohne größere Erschütterungen. Das dominierende „Dreigestirn“ seiner frühen Jahre besteht aus Schokolade, einem Puppentheater und den Helden der Feuerwehren. Letzteres, seit er mit 9 Jahren am Heiligabend 1876 Zeuge wird, als „um die Eck“ in der Krummen Grube „die Hartungsche brennt“ und die Feuerwehr in einem bildreichen Kampf die Stadt rettet.

In der Schule beschreibt er sich als mittelmäßiger Durchschnitt, doch er geht gerne dahin. Die ersten Ausgrenzungen spürt er im Religionsunterricht, jedoch läßt ihn sein positiv gestimmtes Gemüt die Vorzüge der Schule erkennen: die Vermittlung der deutschen Sprache in all ihrer hochdeutschen Schönheit, und Lehrer, die durch bestimmtes Auftreten und konzentrierte Vermittlung des Lehrstoffes einen lebenslangen Respekt von ihren Schülern bekommen.

links: Feuerwehren um 1890
(Quelle: epilog.de)



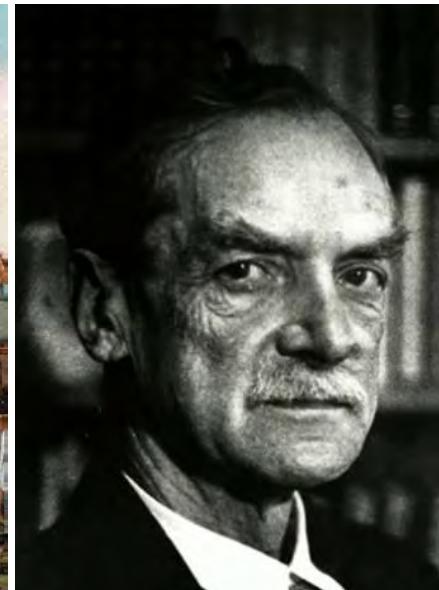
Goldsteins Idol ist **Jacob Grimm** (1785-1863) aus Hanau, der bekannte Sprach- und Literaturwissenschaftler. Goldstein sieht ihn als „reinste, edelste Verkörperung des Deutschtums an sich“ an.

Foto links: Jacob Grimm, undatiert (theromanticmovement.com)

Die Schulzeit verbringt Goldstein auf dem renommierten Collegium Fridericianum und später auf dem Kneiphöfischen Stadtgymnasium. Er entdeckt – als Ostpreuße – das Reiten und begreift, daß es für die Selbstzucht und die Aufmerksamkeit eines jungen Menschen keinen besseren Erzieher gibt als das Pferd. Damit gleicht er dem Schriftsteller **Rudolf G. Binding** (1867-1938), dessen Buch „Das Heiligtum der Pferde“ (1935 bei Gräfe & Unzer, Königsberg) die Wunderwelt **Trakehns** beschreibt und ein Bestseller wird. Als

Sproß einer traditionsreichen Anwaltsfamilie und studierter Mediziner und Rechtsgelehrter entwickelte Binding sich zum Schriftsteller. Seine Bücher über die Realität des Krieges („Aus dem Kriege“, 1925), schildern das Grauen des Soldaten. Doch ebenso thematisiert er den „männlich soldatischen Geist“

und die Opferbereitschaft des einzelnen, einfachen Mannes in Uniform. Das macht ihn natürlich interessant für die National-Sozialisten.



links: Kneiphöfisches Gymnasium um 1900 (zeitgenössische Postkarte) /
rechts: Rudolf G. Binding, undatiert, vermutlich um 1925 (wikipedia.org)

Ein Prozeß der Verführung kann auch in dieser Biographie konstatiert werden, wenngleich der Stand hier eine Grenze setzt. Bindings Verortung in der elitären und großbürgerlichen Autorenschaft Deutschlands entspricht nicht gerade dem Profil der sich als „sozialistisch“ deklarierten Bewegung. Auch Binding pflegt eine Indifferenz gegenüber dem „Radaupöbel“, wie er es nannte. Einige Bücher von Binding wurden nach dem Krieg als nicht mehr angemessen beurteilt. Andererseits hat der große **Peter Scholl-Latour** (1924-2014) an der Pariser Sorbonne 1954 über Binding promoviert. Von Binding ist ein Autograph überliefert, zu dem er sich wohl genötigt fühlte. Er notiert dazu: „Den Namenszug? / Man flucht und schreit / Wenn er nur euch / Die Zeit vertreibt / Rudolf G. Binding / nicht ohne Widerstreben.“

(siehe Abbildung rechts
[Kotte-autographs.com])



Rudolf G. Binding

Rudolf G. Binding
nicht ohne Widerstreben.



Um 1882, Ludwig Goldstein ist 15 Jahre jung, nimmt er als Guest am Ausflug einer befreundeten Familie teil. Ein junges Mädchen aus **Gumbinnen** ist dabei. Goldstein schafft es, bei der abendlichen Rückfahrt in der Journalière, einer täglich zu festen Zeiten fahrenden Postkutsche, neben ihr Platz nehmen zu können. Es ist die um zwei Jahre ältere **Frieda Jung** (1865-1929) (Foto links, 1870er Jahre [Quelle: Los Voullième B]). Ihre Anmut verzaubert ihn.

Die Entwicklung der Bekanntschaft konnte vor der guten Sitte geöffnet werden. Friedas Bildungseifer bestellte ihn zum häuslichen Literaturlehrer, und da Frieda zu dieser Zeit in Königsberg wohnte – sie führte ihrem früh verwitweten, älteren Bruder **August Jung** (der Zahlmeister beim Dritten Regiment in der Kaserne am Steindamm war) die Wirtschaft – ließen sich regelmäßige Unterrichtsstunden in seinen Räumen in der Kaserne am Steindamm einrichten. Goldstein erkannte früh die ersten Knospen von Friedas aufkeimendem Talent in der Lyrik.

Er mochte sie; die kleine, hart arbeitende Hauswirtschafterin, die doch nie den Sinn für das Höhere verlor und gerne las. Die beiden verlebten glückliche Stunden jugendlichen Gleichklangs bis zur Rückkehr Friedas aufs Land.

Abbildung rechts:
Kaserne Steindamm, Dienststelle
des älteren Bruders von Frieda
Jung, um 1890
(Zeitgenössische Postkarte)



Insterburg, Neues Rathaus, ca. 1926
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen)

„Ja, ich habe ein paar Lieder gesungen, – aber lange nicht so schön, wie die kleine Lerche da drausen in der blauen Luft. Und ich liebe meine Heimat und mein deutsches Land mit der Selbstverständlichkeit und Leidenschaft jedes Ostpreußen. Aber ich habe diese Liebe lange nicht so beweisen können wie jeder unserer jungen Söhne, der um sie sein Leben gelassen. Und im übrigen – eine schlichte Frau, die mit ihren grauen Haaren noch immer die Menschen für gut hält, die hin und wieder gern ein wenig plattdeutsch spricht und fest und kindesfroh an die Gottesschrift in Bibel, Wald und Sternen glaubt, – das ist alles!“

Frieda Jung

Als sie 1929, nur vier Jahre später, schwer erkrankt, ist es Ludwig Goldstein, der Geldspenden für ihre ärztlichen Behandlungen einwirbt. Und der nach ihrem Tode nochmal auf Werbung geht, um ein Denkmal für Frieda Jung bei **Hermann Brachert** (1890-1972) in Auftrag geben zu können. Die Resonanz ist, trotz der Not der Zeit, überwältigend. Selbst die Ärmsten der Armen geben noch ein Scherlein. Eine wirkliche Gabe aus allen ostpreußischen Volksschichten für ihre Dichterin, die den Menschen Kunst und Könen wie Herz und Hand gegeben hatte.

Ludwig Goldstein sah Frieda später noch einmal in **Darkehmen**. Beide waren gereift, sie sagten sich Lebewohl. „Und am Ende vergaß eines das andere im Alltag.“ Erst ein Menschenalter später gab es ein Wiedersehen, als 1925 in **Insterburg** Friedas 60. Geburtstag feierlich begangen wurde. Ein Auflauf von hunderten Menschen, ein Festakt mit Spiel und Gesang im Rathaussaal, schmeichelnde Reden unterschiedlicher Qualität und ein Kaffeelöffel, der wie ein Klöppel ununterbrochen an die Tasse schlug. Und dann stand die kleine Frau auf und gab ein Bekennen ab, das durch die Zeiten bis zu uns Heutigen herüberhallt:

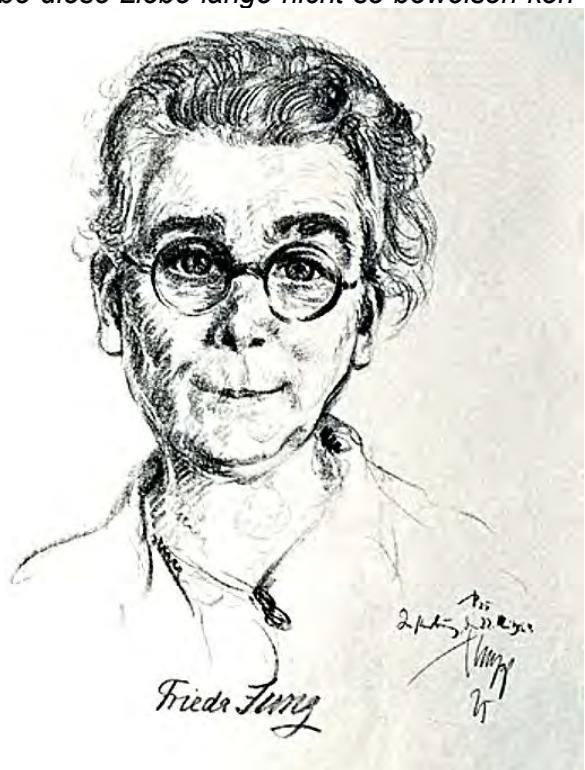
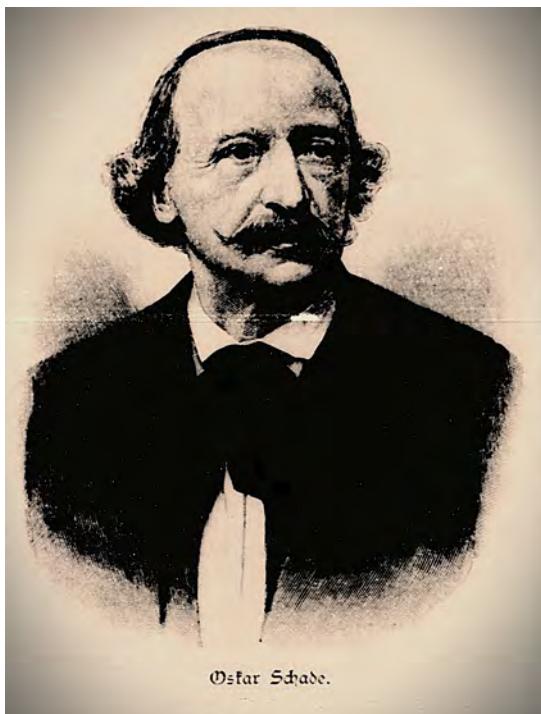


Abbildung rechts: Frieda Jung, 1920er Jahre (privat)

Nach der Schule und dem Militärdienst studiert Goldstein an der Königsberger Albertina Germanistik, Kunstgeschichte und, seltsamerweise, auch Indologie. In der indischen Lyrik sieht er eine Traumwelt mit hochragenden Bäumen und phantastischen Blumen. Worte und Bilder, die seine künftigen Qualitäten im Feuilleton noch sehr prägen werden.



Königsberg, Schloß, Ostseite (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)



Der Germanist der Albertina, Altmeister **Oskar Schade** aus Erfurt (1826-1906) (*Abbildung links [Quelle: Illustrirte Zeitung vom 18.04.1896]*) wird das Subjekt einer fast zärtlichen Anhänglichkeit von Goldstein. Alleine, daß Schade schon Begegnungen hatte mit **Jacob Grimm** (1785-1863), **Franz Ritter von Liszt** (1851-1919), **Friedrich Hebbel** (1813-1863) und **Hoffmann von Fallersleben** (1798-1874), lässt Goldstein seinen Germanistik-Lehrer wie eine Eminenz erscheinen. Dazu hat Schade 1886 sein „*Altdeutsches Wörterbuch*“ veröffentlicht; ein wirkmächtiges Buch oder, wie Goldstein es nennt, ein „*Wortmuseum, mit wahrem Bienenfleiß aus den Urtiefern germanischen Schrifttums herausgeholt*.“

Dabei ist Schade, außerhalb von Goldsteins Bewunderungsbild, ein recht pragmatischer, bodenständiger Mann mit einem intakten Wertekompaß. Als der Volkskundler und Pädagoge **Hermann Frischbier** (1823-1891) ein etwas zu offenherziges Buch über „*Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten*“ veröffentlicht und sich damit einer hochnotpeinlichen Untersuchung wegen Gefährdung der Sittlichkeit zu gegenwärtigen hat, rückt

Schade die Maßstäbe zurecht. Die Indezenz sei nicht so stark ausgeprägt, als daß hier ein Attentat auf die Wissenschaft begangen werden dürfe (später kam heraus, daß die Anklage gegen Frischbier von zwei Staatsanwälten kam, die Frischbier wegen seines Engagements in der freiheitlich gesinnten Königsberger Lehrerschaft angehen wollten). Doch Schades Einsatz ging noch weiter und verdient daher diese Erwähnung, weil sie einen interessanten Einblick in das Leben und Denken der Deut-

schen am Ende des 19. Jahrhunderts vermittelten. Seinerzeit waren es der evangelische Theologe und Politiker **Christian Adolf Stoecker** (1835-1909) und der Reichstagsabgeordnete **Hermann Ahlwardt** (1846-1914), die eine erste große, aufgepeitschte Welle des Antisemitismus durch das Deutsche Reich jagten. Als Schade sich als konservativer Abgeordneter für den Reichstag aufstellen lassen wollte, erinnerte er seine Parteigenossen an ihre wahre Menschen- und Christenpflicht. In einer Versammlung im Festsaal des Deutschen Hauses in Königsberg hielt er eine flammende Rede: „*Nein, meine Herren, diesen Modeunfug mach ich nicht mit! Ich bin vaterlands- und königstreu bis auf die Knochen, aber ich kann nicht einsehen, warum wir unsere Kämpfe zum Schaden und auf dem Rücken unserer jüdischen Mitbürger, unter denen es hochachtbare und untadelige Menschen gibt, austragen sollen.*“ Goldstein schreibt, daß diese menschliche und verantwortungsbewußte Gesinnung noch bis in die 1930er Jahre hinein von vielen und ebenfalls konservativen Universitätslehrern geteilt und bekundet wurde.

Ähnlich äußerte sich 1927 laut und per Buch der Kirchen- und Staatsrechtler **Philipp Zorn** (1850-1928), der in **Bern**, **Königsberg** und **Bonn** lehrte und seine Altersheimat im fränkischen **Ansbach** fand (wo heute eine Straße nach ihm benannt ist). Er anerkannte zu seiner Zeit im internationalen Kapitalismus amerikanischer Prägung eine Gefahr, stellte jedoch klar: „*Aber das gesamte Judentum dafür verantwortlich zu machen, verbietet mir mein Gewissen: eine Reihe jüdischer Männer und Frauen sind mir im Leben nahegetreten, und ich bin ihnen dankbar geworden; sie waren mir ebenso wertvoll wie die besten Christen. Und ich würde eine Gewissenpflicht verletzen, wollte ich einstimmen in den fanatischen Schrei des Antisemitismus: Écrasez l'infâme!*“

Oskar Schade sollte am Ende nicht in den Reichstag einziehen. Goldstein berichtet, daß seine Hauptgegner, die Sozialdemokraten, mit Vergnügen über den aus ihrer Sicht „*leicht verletzbaren bunten Vogel*“ herfielen, der sich im eigenen Garn verfing. Sie machten ihn schon deshalb unmöglich durch das hämische Spottwort: „*Hütet Euch vor Schaden*“, das monatelang jeden Bauzaun in der Stadt „zierte“.



Für die Promotion, die Goldstein um 1895 beginnt, schiebt ihm sein Professor die Aufgabe über „*Die Bedeutung Moses Mendelssohns*“ (Abbildung links [Quelle: New York Public Library/sciencesource.com]) für die Entwicklung der ästhetischen Kritik und Theorie in Deutschland“ zu. Goldstein beschließt, sich die Biographie dieser Persönlichkeit zu erschließen. Ihn beeindrucken die Ruhe und die Zielstrebigkeit, mit der Mendelssohn (1729-1786) seinen Weg ging. 1896 ist es dann soweit: die Promotion gelingt, und Ludwig Goldstein ist fortan „Dr. phil.“ Es ist ein in Deutschland gebräuchlicher Titel für alle Fächer der altphilosophischen Fakultäten. Der nunmehr promovierte Student verläßt die Albertina im Jahre 1896.

Draußen ist das Fin de Siècle in vollem Schwung. Die 1890er Jahre sind eine Epoche, die auch Königsberg nicht unberührt läßt. Ein Beispiel hierfür ist die Neue Börse, die ab 1870 entstand. Die Kaufmannschaft entschied sich für einen Prachtbau

am Pregelufer der vorderen Vorstadt. Der Architekt **Heinrich Müller** aus Bremen (1819-1890) errichtete einen ausladenden Bau im Stil der italienischen Frührenaissance (Abbildung links [Postkarte um 1900]). Der Neubau sprengte alle gewohnten Maße und Dimensionen. Die Kaufleute gingen mit der Zeit: in **Berlin**, **Hamburg** und **Wien** präsentierte sich der Handel bereits in prächtigen Palästen, und so wollte man auch in Ostpreußen nicht nachstehen. **Daniel Staschus** schrieb: „*Bi dissem prachtvolle Gebied / Dat bloß ös för de Handelslied / Doa wölle wi poar Ogeblicke / De Jägend ons bekicke*“. Jedoch konnten im großen Börsensaal nicht nur Konzerte und politische Versammlungen abgehalten



werden. Der Börsen-Maskenball im Winter wurde zu einem gesellschaftlichen Ereignis ersten Ranges. Kaufleute, Gelehrte, Offiziere, Beamte und Künstler – wer etwas auf sich hielt, ging zur Börse. Die Festlichkeiten standen in ihrer Eleganz und Opulenz den gesellschaftlichen Empfängen in Paris, Berlin oder Moskau in nichts nach.



Victor-Gabriel Gilbert (1847-1933): *Une soirée élégante, 1890* (gemeinfrei)

Doch die Epoche trug einen destruktiven Kern in sich. Das untergründige Gefühl wollte nicht weichen, daß nicht nur ein Jahrhundert, sondern eine ganze Zeit zu Ende ging. Die Ingenieurskunst entzauberte viele kleine Wunder; ebenso die Naturwissenschaften. Der Naturalismus beförderte den kalten, nackten Blick der Objektivität in die Kunst. Das „Ancien Régime“ mit seinen festen Strukturen von Adel und Kirche zerbröckelte. Die Industrialisierung veränderte die sozialen Strukturen, und die Kirche verlor sukzessive an Einfluß (worauf sich in Königsberg schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein umfangreiches Stiftungswesen vermögender Kaufleute für die öffentliche Wohlfahrt etabliert hatte). Unvergessen sei an dieser Stelle auch der jüdische Mäzen **Walter Simon** (1857-1920), dem die Stadt den ersten öffentlichen Turn- und Spielplatz, eine Kindervolksküche, eine Volksbibliothek, eine Schülerschwimmanstalt und den Erhalt von Armen- und Krankenhäusern zu verdanken hat; nicht zu vergessen die Volksschul-Badeanstalt am Oberteich mit unentgeltlichem Schwimmunterricht und den Sportplatz auf den Hufen, der später nach ihm benannt wurde. Auch **Friedrich Heitmann** (1854-1923) hätte seine Luisenkirche auf den Hufen nicht ohne die Zuwendungen Simons errichten können.



Pierre Puvis de Chavannes (1824-1898): *Der Traum, 1883* (Walters Art Museum, Baltimore)



Am Ende war es das Schwanken zwischen Aufbruchstimmung, Zukunftseuphorie und einer gewissen Frivolität an leichten Tagen. Der Januskopf hielt aber auch eine diffuse Zukunftsangst und Weltschmerz sowie eine Faszination von Tod und Vergänglichkeit vor. In der Kunst wurden Motive der antiken Mythologie und biblische Allegorien populär. Weitere Themen sind von Traum und Ekstase durchtränkte Bildinhalte, aufgewühlte Gefühle, Unerklärliches, Krankheit, Tod, Sünde und Leidenschaft, das Aufzeigen geistiger Wirklichkeit, Phantasie, Vision, Halluzination, Meditation und Empfindung. Die Symbolisten verherrlichten das „*Reine, Edle und Erhabene*“ im Sinne der Präraffaeliten ebenso wie die „*dunkle Seite*“ um die Themenkomplexe Sünde, Eros, Verrat, Tod und Teufel. Motive der ersten Richtung sind Engel, Hirtenidyllen, religiöse Motive, und „*reine und keusche*“ meist in lange, weiße Gewänder gehüllte Frauengestalten.

Abbildung links:

*Julius Kronberg (1850-1921): „Eros“, 1905
(Kronbergs Ateljé, Skansen, Stockholm)*

Es wundert nicht, daß man dabei in eine Regression verfiel. Aus diesem Gebräu, aus Unsicherheit und Überheblichkeit, formte sich schließlich der Sozialdarwinismus. **Friedrich**

Nietzsche (1844-1900) entwickelte und veröffentlichte Ideen eines als „Übermensch“ bezeichneten „Idealmenschen“, der über das gewöhnliche Leben eines normalen (und von ihm meist negativ konnotierten) Menschen hinausgewachsen ist oder hinausstrebt. Vielleicht hat Nietzsche es nicht bewußt gewollt, doch es ist evident, daß solche Theorien auch höhere gesellschaftliche Sphären erreichten und beeinflußten. Von da an war es nur noch ein kleiner Schritt z.B. zu den Theorien des französischen Diplomaten **Arthur de Gobineau** (1816-1882), der bereits 1855 mit seinem Buch „*Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen*“ ein Hauptwerk des Rassismus vorgelegt hatte. Ein anderes Beispiel sei der literarische Salon des Münchener Verlegerpaars **Elsa** (1865-1946) und **Hugo Bruckmann** (1863-1941). Die Mitglieder der kulturellen und intellektuellen Elite gingen hier ein und aus, und in den Umständen der Zeit konnte es nicht ausbleiben, daß in diesem Milieu nicht nur exquisite Konversationen geführt wurden, sondern sich auch Ideen der ästhetischen Moderne und des künftigen National-Sozialismus begegneten (wie es **Wolfgang Martynkewicz** in seinem 2009 erschienenen Buch „*Salon Deutschland. Geist und Macht 1900-1945*“ beschreibt).

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde **Immanuel Kant** (1724-1804) (*rechts 1768, von Johann Christoph Frisch [1738-1815] [gemeinfrei]*) verehrt als eine deutsche Autorität, die über allem stand. Als hätten die Menschen zu ihrem Mut gefunden, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen. Sie konnten alles Alte abwerfen, was sie bedrückte; und die Technik schien ihnen auch diesen Glauben zu bestätigen. Doch wenn es so war, dann müssen sie in dieser gefühlten „Freiheit“ und dem Mut der eigenen Verstandesnutzung die dazugehörige Essenz von Kant vergessen haben: den Kategorischen Imperativ! Die moralische Pflicht zum Maßhalten, zur Vernunft, zur Selbstbeherrschung und zur Übernahme von Verantwortung. Gegenüber anderen, aber auch gegenüber sich selbst. Dieser nüchterne Gegentwurf zur Dekadenz der Zeit schien unbemerkt unter den Tisch gefallen zu sein. Die Belle Époque, die folgte, verstärkte diese Eindrücke nur. Je unsicherer die Menschen sind, desto verführbarer sind sie. 1915 brannte das „Moulin Rouge“ in Paris ab. Es war ein Menetekel. Der I. Weltkrieg war bereits im Vorjahr ausgebrochen. Mit den heute bekannten Folgen für West- und Ostpreußen.





links: *Emil Krause, ca. 1900*

(Quelle: Fischer, *Königsberger Hartungsche Dramaturgie*) /
rechts: *Königsberger Hartungsche Zeitung*, ca. 1908
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen)

1899 wird Ludwig Goldstein Mitarbeiter bei der Königsberger Hartungschen Zeitung. Er lernt sein Handwerk beim grossen **Emil Krause** (1844-1906), der als Theaterkritiker und Feuilletonchef eine Institution nicht nur in der Zeitung, sondern auch in der Stadt war. Krause war ein Kritiker „alter Schule“. Seine Urteile gründeten auf soliden sprachlichen, literarischen und theaterwissenschaftlichen Kenntnissen. Im Kulturleben der Stadt wurde er damit für die Königsberger ein verlässlicher Begleiter. Goldstein lernt schnell, gehorsam und eifrig. Als Krause 1906 überraschend stirbt, traut man Goldstein die Nachfolge als Chef des Feuilletons in der Hartungschen zu. Und Goldstein enttäuscht die an ihn gestellten Erwartungen nicht.

Foto links:

Königsberg um 1920

(Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

Goldsteins Besprechungen und Kritiken werden vom Publikum geschätzt. Er hat einen wahrhaftigen Blick, der von Leidenschaften ungetrübt ist. Er verfügt über eine profunde Sachkenntnis von den Dingen, über die er schreibt. Dazu hat er eine brillante Formulierungsgabe, die punktgenau und in der richtigen Gewichtung kritisieren kann, ohne dabei herablassend oder verletzend zu werden. Sein Arbeitgeber ist ihm mehr als Broterwerb. Die „*Hartungsche Zeitung*“, die schon Kant gelesen hat, ist ihm mehr als das.



Sie ist seit 1660 im Handel und genießt ein reichsweites Ansehen. Sie war überparteilich, stand aber im 20. Jhd. der nationalliberalen Deutsche Volkspartei nahe (die neben der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei den politischen Liberalismus in der Weimarer Republik repräsentierte). Das traditionsreiche Blatt wurde 1933 durch Selbstauflösung eingestellt, als der wirtschaftliche und politische Druck des neuen Regimes immer stärker wurden. Ihre 1897 gegründete Tochterzeitung, das für einfachere Volksschichten etablierte „*Königsberger Tageblatt*“, existierte weiter, konnte aber nicht jeden national-sozialistischen Einfluss abwehren. Die Kundschaft entschied daraufhin selber: die Auflage sank um 60% auf 30.000 Exemplare. Die letzte reguläre Ausgabe erschien am 31.08.1944 nach den Luftangriffen; danach gab es nur noch drei Notausgaben. Dann war auch dieses einst so volksnahe Blatt Geschichte.

In der Kunstwelt gab es um 1900 aber auch schon erste Gegenbewegungen. Die junge **Agnes Miegel** (1879-1964) (Foto rechts, 1902 [Bildarchiv Ostpreußen]) erneuerte die Deutsche Ballade. Ihr erster Gedichtband von 1901 bewies ein außergewöhnliches Talent und wurde mit seinen tiefempfundenen, gleichwohl in preußisch-gefaßter Form ausgedrückten Versen hochgelobt. Hier war eine Natürlichkeit zu bemerken, die im Gegensatz zu den pompösen Werken der Moderne stand. Mit einer bisher nicht bekannten Sprachkraft erneuerte sie die Balladendichtung und erweiterte das Genre der Lyrik im aufkommenden Jugendstil. Agnes Miegel rückte die Stellung der Frau in einer patriarchalisch dominierten Umwelt in den Mittelpunkt.



Ihre tiefe Verwurzelung in der ostpreußischen Heimat und ein sinnlich ausgeprägtes Ahnungsvermögen, das sich nachweislich in Grenzbereichen bewegte, standen im Kontrast zu einer sehr ergebundenen Frau im Alltag. Eine Frau, die später auf ein eigenes junges Leben verzichtete, um ihre kranken Eltern bis zum Ende pflegen zu können. Viele Attribute sollten ihr auf ihrem Lebenswege noch zugeschrieben werden: eine Muse im Göttinger Almanach, die neue Sinnlichkeit in der Literatur, später dann die Heimatdichterin, die Mutter Ostpreußen, und noch später auch die Regimedichterin.

Goldstein begegnet ihr erstmalig auf einem Künstlerfest 1902. Ihr schönes, und trotz ihrer 23 Jahre auffällig schwermütig-ernstes Antlitz wird sich später als einziges in dem Kaleidoskop der Erinnerungen von Goldstein entgegenheben. Einige Jahre später begegnet er ihr auf einer organisierten Landfahrt zum Schloß **Schlobitten** (Abbildung rechts, Gemälde von Alfred Duncker [1813-1897], gemeinfrei). Im Park gehen die beiden eine Weile zusammen. Es war das Leuchten der Herbstsonne, das ihn Agnes Miegels Augen „schöner leuchten sah als alles“, was er zuvor gesehen hatte.

Ihre weiteren Wege begegnen sich noch ein paar Male, und Goldstein verfolgt ihre Veröffentlichungen, nennt sie sogar die „ostpreußische Nachtigall“. Er erkennt ihre Lauterkeit an; er weiß, daß sie so manche Bitternisse des Lebens von Jugend auf gründlich durchkosten mußte. Die Krankheit der Eltern, ihre eigenen Krankheiten, und viel, sehr viel verschämte Armut. Er beschreibt sie als nicht verwöhnt, anspruchslos, früh an Körper und Gemüt gealtert und „zermahlen von hunderten Sorgen und Nörgeleien“.



Königsberg, Unterer Fischmarkt von Krämerbrücke bis Schmiedebrücke, ca. 1936 (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

würdigen Literatur dieser Zeit. Der Autor **Anatol Regnier** (*1945) interpretiert in seinem 2020 erschienenen Buch „Jeder schreibt für sich allein – Schriftsteller im Nationalsozialismus“ (Verlag C.H. Beck,

Jedoch ist Goldstein bitter enttäuscht, als sie auf seine Entlassung 1933 nicht mehr reagiert. Welche Gründe das hatte, kann nur vermutet werden. Von einem Nichterreichen eines Briefes bis hin zu der Tatsache, daß Goldstein, der außer bei Sudermann stets auf Abstand zur Künstlerwelt achtete und einer feinfühligen Frau wie Agnes Miegel, die seit jeher eine Beziehung nicht zu nahe werden ließ, sind alle Möglichkeiten denkbar. Auch Miegels (wenige) Gedichte, die sie zwischen 1933 und 1945 als Huldigungen geschrieben hat (und die ihr bis heute zum Vorwurf gemacht werden), könnten Hinweise geben. Diese Gedichte liegen hinsichtlich Qualität, Rhythmus und Sprachduktus weit unterhalb von dem Niveau, das man von Agnes Miegel kennt. Zudem läßt sie selbst in diesen Gedichten ein humanes Bild durchschimmern, das weit entfernt ist von der erkennbar frag-

München) diese Gedichte als Ausdruck der Dankbarkeit, die Agnes Miegel und ihre Landsleute im August 1914 empfanden, als Hindenburg die „Schlacht von Tannenberg“ gewann. Seit Zitat: „Agnes Miegel war – und das unterscheidet sie von den übrigen Karrieristen – eine GLÄUBIGE Nationalsozialistin; will sagen: eine von jenen, für die der Nationalsozialismus gleichbedeutend mit Ehrlichkeit, Treue, Anstand, Opferbereitschaft und anderen Eigenschaften war, die ein moralisches Wesen ausmachen. Das ist aus heutiger Sicht schwer zu begreifen, aber deshalb noch nicht unwahr³...“.



Königsberg, An der Lastadie („Lastaadje“), ca. 1936 (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

Cranger- und Samlandbahn

Mittwoch, den 6. Juli 1938

Billiger Volksstag

Preis der Tagesausflugskarten **1.00** RM 3. Klasse, **1.50** RM 2. Klasse

nach Cranz, Neufuhren, Rauischen, Georgenswalde, Warnicken und zurück
Gültig für die Züge ab Nordbahnhof: Kinder von 4 bis 10 Jahren die Hälfte

nach Cranz 643 726 822 905 946 1030 1108 1318 1408 1420 1500 1600 1650 1829

nach Neufuhren, Rauischen, Georgenswalde, Warnicken 635 *721 800 845 913 1000 1100 1400 1418 1600 1810
(nur bis Rauischen-Düne)

Fernmündl. Auskunft nur Ruf Nr. 37526

Ostdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft.

Nach Rositten 3. Kl. Bahn, 2. Kl. Schiff RM **2.70** 2. Kl. Bahn, 1. Kl. Schiff RM **3.50**

Zeitgenössische Werbeanzeige der Samlandbahn (KHZ/KAZ Juli 1938 [Slg. Wolfram Neufeldt])

³ Anatol Regnier ist der Enkel des weiter oben erwähnten Dramatikers Frank Wedekind und der Sohn des Schauspielers Charles Regnier. (Red.)

Im Zuge des Ringens um Freiheiten in Kunst und Wissenschaft zur Jahrhundertwende wurde auch der Kulturbetrieb aktiv. Im Jahre 1900 brachte ein Gummiparagraph zur Zensur von angeblich „unsittlichen“ Darstellungen („Lex Heinze“) die Künstler, Politiker und Gelehrten gleichermaßen auf die Barrikaden. Die befürchteten Beschränkungen konnten abgewehrt werden, doch es galt, die Freiheit für Kunst und Wissenschaft zu bewahren. Am 15. März 1900 gründeten 150 Persönlichkeiten, unter Führung des prominenten Schriftstellers **Hermann Sudermann** (1857-1928), in Berlin den „*Goethe Bund Berlin e.V.*“ Seine Aufgabe war es, alle intellektuellen und künstlerischen Kräfte zum Schutz der Kunst- und Wissenschaftsfreiheit zu bündeln.

Die Königsberger Sektion wurde 1901 mit Ludwig Goldstein eröffnet. Der Zulauf war überwältigend. Bereits im ersten Jahr traten über 1.000 Königsberger Bürger dem Verein bei. Goldstein war von 1906 bis 1929, parallel zur Inanspruchnahme durch seinen Beruf bei der „Hartungschen“, der Vorsitzende. Unter ihm wurde das Programm des Goethe-Bundes Königsberg ergänzt mit zahlreichen Exkursionen, die den Menschen die Baudenkmäler und die Regionalgeschichte Königsbergs und Ostpreußens näherbrachten. Die literarische und künstlerische Moderne wurde gefördert und wurde ein wichtiges Element in der Volksbildung. Zur Fastnacht 1911 ehrte der Goethe-Bund Königsberg den Dichter

E.T.A. Hoffmann (1776-1822) mit einem Tanzball in den Kostümen seiner Zeit. Unvergessen die Dichterlesungen, die Ludwig Goldstein mit Einsatz und Überredungskunst initiierte. Es traten u.a. auf:



Börries Freiherr von Münchhausen (1874-1945), **Hermann Sudermann**, **Frieda Jung** und **Arno Holz** (1863-1929) (Abbildung links, von Erich Büttner [1889-1936], gemeinfrei). Es wurden neue ostpreußische Dichter gefördert, die mit Ludwig Goldstein ihre ersten Schritte in die Öffentlichkeit machten. Manche Namen klingen heute noch durch die Zeit zu uns: **Adda von Königsegg** (1872-1945), **Katharina Botsky**, die stille, aber kraftvolle Dichterin des Expressionismus (1880-1945), **Kurt Mickoleit** (1874-1911), **Alfred Brust** (1891-1934), **Walter Scheffler** alias „**Walter von der Laak**“ (1880-1964), dem Goldstein nach Schefflers Ertaubung den Weg in die Literatur ebnete, oder auch **Charlotte Wüstendörfer** (1892-1945). Sie hatte schon 1913 in ihrem Gedicht „*Der Wächter von Szillen*“ den Untergang Ostpreußens vorhergesagt mit einer Präzision, die 32 Jahre später exakte Realität werden sollte. Alle diese Persönlichkeiten und viele mehr haben ihren Ruhm und ihren Nachruhm zu einem großen Teil, auch, dem Einsatz Ludwig Goldsteins zu verdanken.

Goldstein setzte seine Zeit, seine Kraft und seine Lebensenergie darein, aus Königsberg einen klangvollen Namen in der Literatur und der Kunst zu machen. Er organisierte Abende mit Gästen aus dem „Reich“, von dem Ostpreußen nach dem „Versailler Vertrag“ wie eine Insel abgeschnitten worden war. Er selbst bekam attraktive Angebote aus Berlin und anderen Städten in Deutschland. Doch er lehnte alle ab. „*Heimatliebe*“ – er blieb Königsberg treu. Bei allen Kontakten, die Goldstein in dieser Zeit zur künstlerischen Welt hatte: er pflegte keine persönlichen Beziehungen (außer zu Hermann Su-



Hermann Sudermann im Kreise seiner Familie, 1907; v.l.n.r.: Tochter Hede Sudermann, Hermann Sudermann, Stieftochter Ilse Lauckner, Ehefrau Clara Sudermann (Spezialaufnahme für „Die Woche“ von U. Hertwig)



E.T.A. Hoffmann. Collage: David Ebener/ dpa

dermann). Als **Johanna Ambrosius** (1854-1939) aus Lengwethen bei Ragnit im Jahre 1894 am Dichterhimmel erschien, wunderte er sich und durchschaute bald die Mechanismen sehr klar. Für das Publikum war sie eine „einfache Landarbeiterin ohne Spur von wirklicher Bildung“ (wie sich Goldstein erinnert), die mit der Gabe ausgestattet sei, rein aus der Natur heraus wunderbare Gedichte schreiben zu können.



links: Ludwig Goldstein in seinem Büro, 1920er Jahre (Foto: privat) /
rechts: Königsberg, Kantstraße um 1930 (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)



Johanna Ambrosius.

Für Hermann Sudermann, der als Führungspersönlichkeit für den reichsweiten Goethe-Bund galt, hegte Goldstein eine persönliche Zuneigung, die auch erwidert wurde. Am 29. März 1917 organisierte Goldstein eine Sudermann-Lesung seines Werks „Die Reise nach Tilsit“ (das Buch wurde 1939 kongenial mit dem Holländer **Frits von Dongen** [1901-1975] und **Kristina Söderbaum** [1912-2001] verfilmt [Abbildung rechts: *Die Reise nach Tilsit*, Filmplakat von 1939, Quelle: [imdb.com](https://www.imdb.com)]) in der Königsberger Börse. Das Haus war voll; 1.800 Zuhörer verfielen in eine rauschende Begeisterung. Der Abend erbrachte einen Erlös von 600 Mark, den Goldstein mit dem Einverständnis der Beteiligten an das I. Armeekorps spendete für die Versorgung der Hinterbliebenen seiner Toten.

Die beiden Männer blieben verbunden; jahrelang. Als Goldstein 1927 seinen 60. Geburtstag herannahen sah, entzog er sich der kommenden Huldigungen und reiste nach Berlin, um den Tag mit seinem Freund Sudermann zu verbringen. Es wurde ein Ereignis, ganz ohne Zwang. Sudermann hatte zu Ehren

Goldstein sieht schon damals eine kritiklose Verkennung und Überschätzung („*Die Welt wollte wieder einmal ihr Wunder haben*“), denn viele ihrer dichterischen Anregungen schienen aus der „Gartenlaube“ zu kommen. Er wird ihr später im Feuilleton nicht schaden, bedauert aber, daß solch ein Siegeslauf „*einer Agnes Miegel nicht im entferitesten beschieden war*“. Als der Rausch verflogen war und Ambrosius in den tonangebenden Literaturkreisen in Vergessenheit geriet, schrieb sie ein ergreifendes Gedicht zum Abschied dieser Phase. Es verriet Einsicht und Verständnis, aber auch ein unaufgeregtes Sich-Fügen in diese größeren Zusammenhänge. Mit ihrem Verdienst konnte sie ihrem Sohn **Erich** eine Ausbildung als Lehrer ermöglichen und lebte bis zu ihrem Tod 1939 in Königsberg.

Abbildung links: Johanna Ambrosius, 1899
(Aus: „Die Gartenlaube“ [gemeinfrei])



Goldsteins eine Soirée organisiert. Namhafte Gäste erschienen, und Goldstein war überwältigt von der Aufmerksamkeit und, ja, auch der Form von Liebe, die ihm sein Freund entgegengebracht hatte. Er vergaß diesen Tag nie.



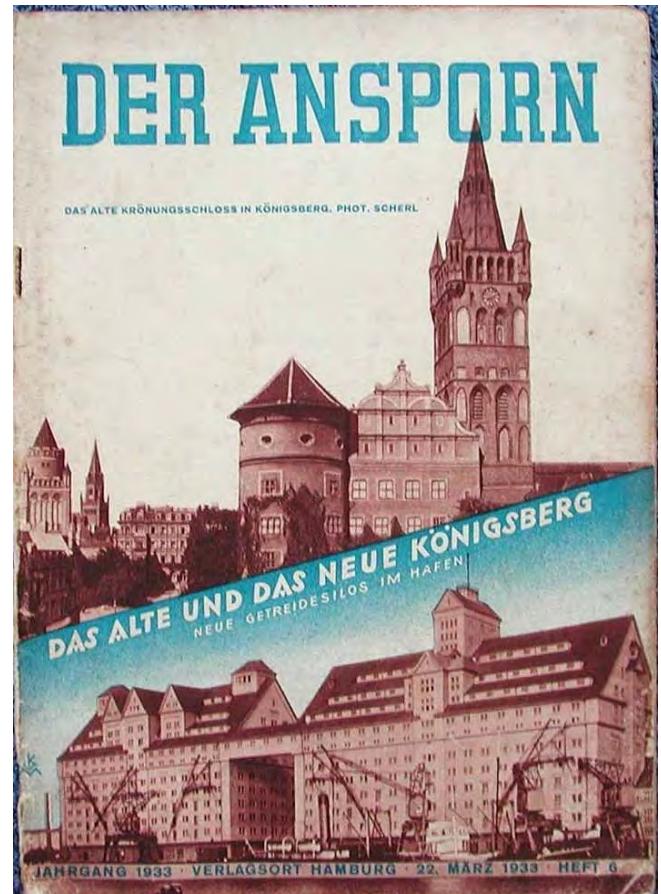
Eine enge Beziehung entstand auch zu dem Königsberger Grafiker **Heinrich Wolff** (1875-1940) und seiner Ehefrau **Elisabeth** (1876-1952) (Abbildung links: *Heinrich Wolff mit Ehefrau, Selbstporträt* [Quelle: Lenbachhaus.de]). Wolff ritze, so Goldstein, unmittelbar nach der Natur und nach seinen Eingebungen. Es war eine Gepflogenheit, die Rembrandt noch übte und die schon den Menschen zu Goldsteins Zeit völlig abhandengekommen war. Während Heinrich bei einer Sitzung das Angesicht zum Portrait erarbeitete, nutzte seine Frau – eine anerkannte Malerin – die Gelegenheit und stellte ihrerseits eine farbige Abbildung her. Das Ehepaar war sehr umgänglich und wußte die langen Stunden einer Sitzung lebhaft mit Erzählungen zu gestalten.

Königsberg 1930 – trotz der Not der Zeit, trotz der Anfechtungen, die die Provinz von außen erlitt, trotz des unbewältigten Traumas dadurch, daß die Besetzung der Provinz 1914 eine jahrhundertealte Überzeugung des Schutzes obsolet gemacht hatte und die Sehnsucht nach einem Retter, wie es seinerzeit Paul von Hindenburg war, über groß werden ließ: Die Stadt war

geladen von Energie, sich zu behaupten und zu bestehen. Auch in der Welt, in der Ludwig Goldstein zu Hause war, wurden Höchstleistungen erreicht, die im ganzen Reich gesehen und anerkannt wurden. Mag man früher immer noch etwas über diese weit entfernte Provinz im Nordosten gelächelt haben – in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts wurde Königsberg ein Leuchtturm deutscher Kultur und deutschen Denkens und Schaffens.

1933 brach dann unter der wirtschaftlichen Not, an der die Logik des Versailler „Vertrages“ einen erheblichen Anteil hatte und vermutlich auch ihre Ursache war, alles zusammen. Hinzu kamen die in den 1930er Jahren verstärkt formulierten Begehrlichkeiten des polnischen Nachbarn, verbunden mit dem Leid der im nunmehrigen polnischen Machtbereich lebenden Deutschen in Westpreußen, Posen und Oberschlesien.

Ludwig Goldstein schrieb in der seit 1933 erzwungenen Isolation seine Memoiren, von denen hier ein kleiner Teil versucht wurde, wiederzugeben und sie in den Kontext ihrer Zeit zu setzen. Das gesellschaftliche Gefüge änderte sich nach 1933 fundamental. Nicht mit einem Paukenschlag, der jedem sofort die Augen geöffnet hätte. Sondern in kleinen Schritten. Unmerklich. Schleichende Veränderungen, bei denen die Menschen ausharren, sich vielleicht daran gewöhnen und erst reagieren, wenn es zu spät ist und sie es nicht mehr ändern können. Eine Zeitzeugin aus dem Großbürgertum: „1935, nach den Nürnberger Gesetzen, da hatten wir begriffen, worauf die hinauswollten... – doch da war die Falle schon zu. Wir wußten, daß das nur noch in einer Katastrophe enden kann.“



Königsberg, Zeitschrift „Der Ansporn“ vom 22.03.1933 (Foto: privat)

Viele Kontakte brachen ab. Auch Goldstein erfährt die schleichenden Ausgrenzungen. Prof. **Friedrich Lahrs** (1880-1964), Erbauer u.a. der Stoa Kantiana, schickte z.B. keine Einladungen mehr zu seinen Gesellschaften. Doch es sind nur die als jüdisch angesehenen Mitglieder Ludwig Goldstein und **Paul Stettiner** (1862-1941) (*Abbildung rechts: Paul Stettiner, Lithographie ca. 1935 von Heinrich Wolff [Quelle: OL Lüneburg]*), letzterer ein anerkanntes Universalgenie in Königsberg, die Lahrs ausgrenzt. Ohne Erklärung, ohne Kommentar, ohne weiteren Kontakt. Bekannte, so schreibt Goldstein, meiden ihn auf der Straße.

Ab dem 24. Oktober 1941 war es nicht-jüdischen Deutschen bei Strafe verboten, „*in der Öffentlichkeit freundschaftliche Beziehungen zu Juden*“ erkennen zu lassen. Ein Runderlass des Reichssicherheitshauptamtes sah hierfür eine Schutzhaft von drei Monaten vor. Peter Longerich schreibt in seinem 2006 erschienenen Buch „*Davon haben wir nichts gewußt*“ aber auch in diesen Umständen z.B. von einer Stuttgarter Lokalzeitung, die am 05.10.1941 über Mitleid und Menschlichkeit von „*Nichtjuden gegenüber Juden in öffentlichen Verkehrsmitteln, wenn diese wegen ihrer Judensterne zum Aufstehen aufgefordert wurden*“, berichtete (was diese Zeitung als „falsch“ bewertete).

Die publizierten Erinnerungen von Zeitzeugen, die Beschreibungen des Alltags, die späteren, wissenschaftlichen Untersuchungen über das Verhalten von Menschen unter Druck: sie bieten ein reiches und wichtiges Forschungsfeld abseits von Pauschalthesen. Kollektivschuldthesen sind bei der Erforschung nicht hilfreich. Dazu sind die individuellen Biographien zu unterschiedlich. Jedoch sind Einschüchterung, ob real oder gefühlt, und der Schutz der eigenen Familie dabei ein zentrales Thema.

Paul Stettiner war ein hochgebildeter Historiker und Altphilologe. Er entstammte einer jüdischen Familie, die bereits im 19. Jhd. zum evangelischen Glauben konvertierte. 1904 wurde er Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, und 1910 wurde er zum Stadtschulrat berufen. Stettiner hob seine Aufgaben auf ein neues Niveau. Nicht nur die Schulaufsicht wurde den Aufgaben der Zeit angepaßt. Er förderte auch Kunst und Wissenschaft. In diesem Bereich konnte er mit Goldstein viel für die Stadt Königsberg erreichen. Als er nach 1933 aller Ämter enthoben wurde, teilte er diese Erfahrung mit Goldstein. Und als Prof. Stettiner auch nach 1933 noch einen doppelten und dreifachen Obolus in die Blechbüchsen der Straßensammlungen warf, konnte er sich – wie die meisten – nicht vorstellen, wie weit die Ausgrenzung in allmäßlicher Steigerung noch getrieben werden sollte. Im Frühjahr 1933 wurde Stettiner im neu erbauten Parkhotel am Schloßteich – das auf seine Anregung erdacht und unter seiner tatkräftigen Mitwirkung errichtet worden war – von einem Kellner mit einer diskret überreichten Drucksache aufgefordert, „*möglichst unauffällig das Lokal zu verlassen*“. Daraufhin zog auch er sich aus der Öffentlichkeit zurück. Am 16. September 1941 besuchte er Goldstein zum letzten Mal. Ruhig, gefaßt, beherrscht wie immer. Ab dem 19. September 1941 mußte auch er, der als Kind getauft und streng Nationalgesinnte Prof. Dr. Paul Stettiner, das Zerrbild des David- oder Sowjetsternes öffentlich auf der Brust tragen. Am Vormittag des 20. September 1941 fand ihn seine treue Haushälterin sterbend, bewußtlos



*Einsamkeit in Königsberg; Schmiedestr. Richtung Schmiedebrücke, 1930er Jahre
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)*

im Bett, das Gift hatte seine Schuldigkeit getan. Wie es heißt, hielt er die Werke von Immanuel Kant in seinen Händen. Seine durchgeistigte Bronzefigur, die der große **Hermann Brachert** gearbeitet hatte, war da schon längst der Öffentlichkeit entzogen und vielleicht sogar vernichtet worden.



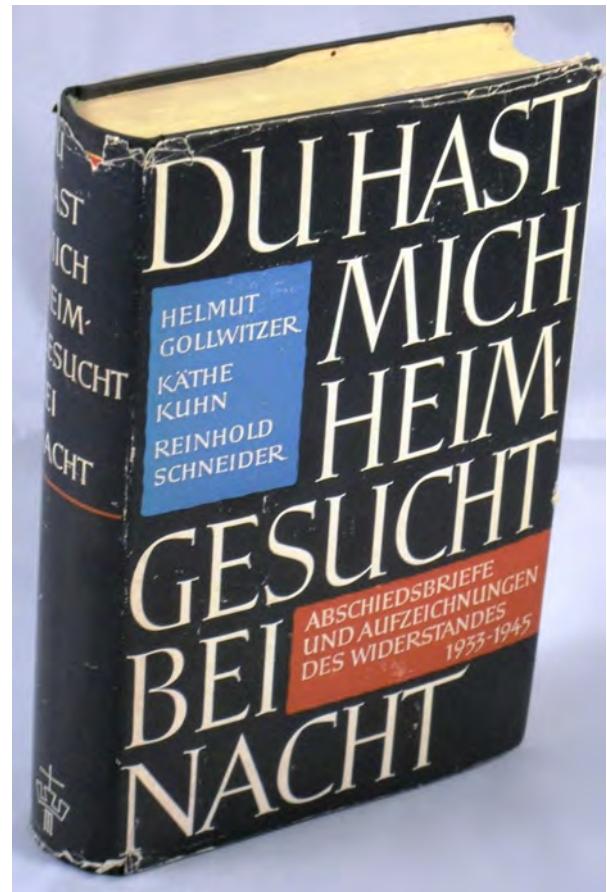
Königsberg, Parkhotel am Schloßteich von Hanns Hopp, von 1929 (Foto: wikimapia.org)



links: Königsberg, Parkhotel, Restaurant. 1930er Jahre (Foto: wikimapia.org) /
rechts: die von Brachert durchgeistigte Büste von Prof. Dr. Paul Stettiner (Foto: privat)

Doch Paul Stettiner ist in den Herzen seiner Landsleute ein unvergängliches Denkmal errichtet worden. Die von ihm ins Leben gerufenen Schulen, Turnhallen, Sport- und Spielplätze, Schwimmbäder, der Ehrenfriedhof der Altkönigsberger Professorenschaft, das neue Schauspielhaus auf den Hufen und vieles, vieles andere mehr haben seinen Namen mit goldener Ehrenschrift in die Chronik seiner Stadt eingetragen.

Am 24. Juni 1942 dann das erste Fanal in Königsberg. 465 Kinder, Frauen und Männer werden von Angehörigen der SS vom Güterbereich des Nordbahnhofes aus nach Minsk verschleppt. Dort kommt der Transport zwei Tage später, am 26. Juni 1942, an. Was dort geschieht, weiß man in Königsberg zu dieser Zeit nicht. Diese Menschen sollten nie mehr wiederkommen. **Michael Wieck** kämpfte bis zum Ende seines Lebens mit dem Trauma, seine verehrte Klassenlehrerin, Frau **Rosa Wolf**, und seine geliebte Tante **Fanny** bei diesen Transporten verloren zu haben.



links: Gedenktafel am Nordbahnhof zur ersten Deportation; Aufnahme in Kaliningrad von 2023 (Foto: Juden ist Ostpreußen e.V.) / rechts: „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“ 1954 (Foto: Chr. Kaiser Verlag)



Königsberg, Schloß, nach den Bombenangriffen im August 1944 (Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

Es ist schwer, heute die richtigen Fragen zu stellen und noch schwerer, sie zu beantworten. Um wie vieles schwerer muß es gewesen sein, wenn eine Gesellschaft in eine derartige Transformation genötigt wird wie die deutsche Gesellschaft in dieser Zeit. Nach jahrelanger Not, Demütigung, Perspek-

tivlosigkeit und den Gefahren von aussen; gerade und besonders im Osten. Doch es scheint unmöglich, eine angemessene Antwort zu finden. Für sich selbst, und für andere. In der Zeit des Stattdfindens der Ereignisse, aber auch in der Zeit danach. Menschen sind immer in ihrer Zeit gefangen, aber auch befangen. Es steht dem Nachgeborenen nicht zu, ein rückwirkendes Urteil zu treffen (oder gar eine Verurteilung) über Zeitumstände, die er nicht miterlebt hat (mit der Ausnahme justizialer Straftatbestände durch die dazu legitimierten Autoritäten).

Das 1954 erschienene Buch „*Du hast mich heimgesucht bei Nacht – Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933-1945*“ zeigt auf, daß die „Volksgemeinschaft“ dieser Jahre nicht so homogen war, wie es die bis heute vermittelten Zeitdokumente zeigen. Der Nachgeborene kann die aus der Vergangenheit zugeschobenen Bruchstücke nur versuchen zu verstehen, um damit an einem besseren Morgen zu arbeiten. Und in diesem Prozeß eine Trauer entwickeln über die Menschen, die diesen Umwälzungen zum Opfer fielen. Ihre Geschichten rekonstruieren und darüber, vielleicht, auch Blaupausen ableiten für ein besseres Verständnis der Mechanismen des Unheils und zur künftigen Abwehr. Das macht auch Goldsteins Buch so wertvoll.



Königsberg, sowjetische Sprengung des Schloßturms 1953
(Foto: Bildarchiv Ostpreußen, koloriert)

links: Nach dem Untergang: „Regen“ von Juri Pimenow (1903-1977), im Hintergrund die Ruine des Königsberger Schlosses 1968 (Foto: privat) / rechts: Als wäre es von Chagall: Fenster in der Kuppel der Neuen Synagoge in Kaliningrad (Foto: Jörn Pekrul)



links: Nach dem Untergang: „Regen“ von Juri Pimenow (1903-1977), im Hintergrund die Ruine des Königsberger Schlosses 1968 (Foto: privat) / rechts: Als wäre es von Chagall: Fenster in der Kuppel der Neuen Synagoge in Kaliningrad (Foto: Jörn Pekrul)

Ludwig Goldstein starb am 12. Juli 1943 krankheitsbedingt in seiner Wohnung in der Jensenstraße 7. Ein Jahr später sollte die Stadt Königsberg physisch total vernichtet werden. Über das Geschick der Bevölkerung sind mannigfache Schriften publiziert worden.

Der Buchautor und Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) e.V. bis 2025, **Klaus Weigelt** (* 1941 in Königsberg), hat im „*Königsberger Bürgerbrief*“ Nr. 105 (Sommer 2025) ein Manifest für seine Vaterstadt veröffentlicht. Unter anderem zieht er folgendes Fazit:

„Die Einzigartigkeit Königsbergs ist kein Grund zur Glorifizierung der Stadt. Sie ist ein kostbarer Bernstein mit dunklen Einschlüssen, geläutert durch Christentum und Philosophie, Friedensethik und leidendes Kästlerum, jüdisches und deutsches Martyrium. Dieses historische Hexagon gibt es nur einmal auf der Welt, einzigartig in Königsberg.“

Michael Wieck (Foto rechts, 2011 [Foto: Zeitzeugen-Portal]), der als jüdischer Junge das Grauen des Dritten Reichs überlebt hatte, galt nun bei den Eroberern nach 1945 als „Faschist“, wie alle noch lebenden deutschen Zivilisten. Über diese Zeit hat er 1989 sein Buch „Zeugnis vom Untergang Königsbergs“ geschrieben. Es ist ein Buch von Rang, ein wahres „document humain“. Michael Wieck gab der Lippischen Landeszeitung ein Interview, das am 17. Januar 2008 unter seinem Zitat „Alles Hasserfüllte ist destruktiv“ erschienen ist. Auf die Abschlußfragen gibt er wie folgt Antwort:

LZ: Ist das, was Sie erlebt haben, heute immer noch oder schon wieder denkbar?

M.W.: Ich halte es für denkbar. Nicht in den gleichen Kulissen, aber in neuen Gewändern, mit neuen Akteuren und in neuer Umgebung. Daß Formen von Diktatur sich in einer Gesellschaft bilden können, die Menschen so massiv beeinflussen können, daß sie willig zu Krieg und Völkermord Ja sagen, das ist im Dritten Reich geschehen. In einer hoch zivilisierten Gesellschaft, einem Land mit 60 Millionen Einwohnern. Menschen sind beeinflußbar, Menschen sind verführbar, das ist meine Erfahrung. Die Geschichte lehrt uns, daß sich Dinge wiederholen.

LZ: Sehen Sie auch in unserer Gesellschaft Tendenzen, daß sich die Geschichte wiederholt?

M.W.: In Schulen bekomme ich die Frage oft gestellt: Woran merken wir, wenn sich die Demokratie in eine Diktatur verwandelt? Ich antworte dann: Wenn Ihr beobachtet, daß Ihr Euch nicht zu sagen traut, was gesagt werden sollte, dann beginnt es. Ein Passivverhalten der Konstruktiven genügt leider für einen Sieg der Destruktiven. Das ist das Mindeste, was man aus der Geschichte zu lernen hat.

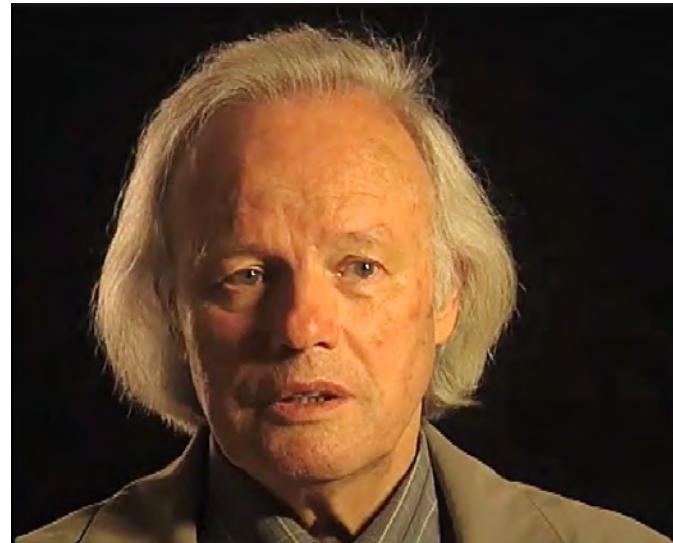
Diese Worte von Michael Wieck dürfen wir als zeitlos und universell annehmen. So wichtig die Durchsetzung eines sachlichen, konstruktiven Dialoges ist, so risikobehaftet kann seine Anwendung im Alltag sein. Die deutsche Wochenzeitung „Die Zeit“ veröffentlichte am 19. Dezember 2023 eine beunruhigende Zahl. Nach einer Umfrage des Institutes für Demoskopie Allensbach und des Medienforschungsinstitutes Media Tenor sind 44 Prozent der Deutschen der Meinung, daß sie mit freien Meinungsäußerungen vorsichtig sein müssen. Nur 40 Prozent geben an, dass sie ihre politische Meinung frei äußern können – trotz im Grundgesetz festgeschriebener Meinungsfreiheit.

Der Artikel betont, daß sich die Ergebnisse der Studie „lediglich auf gefühlte Meinungsäußerungen der Befragten beziehen.“

(Quelle: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2023-12/meinungsfreiheit-zensur-studie-freiheitsindex-deutschland-2023>)

Das ist gleichwohl eine bedrückende Zahl. Die große ostpreußische Schriftstellerin **Gertrud Papendick** (1890-1982) notiert in einem ihrer Werke, daß sie in einer gesicherten Welt aufwuchs. Eine Welt, in der jeder seinen Platz hatte, sein Recht und seinen Frieden. Es ist das Ziel, das im großen Miteinander einer Gesellschaft, so divers sie auch von den Regierenden forciert werden mag, als Mindestanforderung erhalten werden sollte. Hierfür geben die Erinnerungen von Ludwig Goldstein ein beredtes Zeugnis ab. Aber auch eine Ermunterung, aus der Geschichte zu lernen und die bewährten Kraftquellen vergangener Zeiten wieder zu entdecken und zu aktivieren, um sie vor den Gefahren, die uns die gleiche Vergangenheit ebenso zeigt, zu schützen.

Im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg hängt an einer Wand eine Zeichnung von **Heinrich Wolff** (<https://www.ostpreussisches-landesmuseum.de>). Das Museumslicht, das eine diffuse Grundbeleuchtung und eine gezielte Akzentbeleuchtung perfekt austariert, ordnet diese Grafik geschickt in den benachbarten Bestand ein. Fast unscheinbar sieht die Zeichnung auf den ersten Blick aus. Man



blickt in gütige Augen und bemerkt dann plötzlich den durchdringenden Blick, der noch unterstrichen wird durch einen leicht verschmitzten und dennoch verständnisvollen Zug.

Man erkennt: dieser Mann muß über eine große suggestive Geisteskraft verfügen.



Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg, Kunstabteilung (Foto: CC BY-SA 4.0 Luenepedia)

Es ist Ludwig Goldstein. Eine kleine Zeichnung nur. Doch wenn man in sie hineintaucht, wenn man sich seine Biographie erschließt, die uns seine Großnichte Monika Boes dankenswerterweise zugänglich gemacht hat: dann schreitet man durch eine längst vergangene Welt. Und durch eine Zeit, die sich vor 80 Jahren und mehr zugezogen hat.

Eine Zeit, die uns Heutigen so viel zu sagen hätte...

Jörn Pekrul

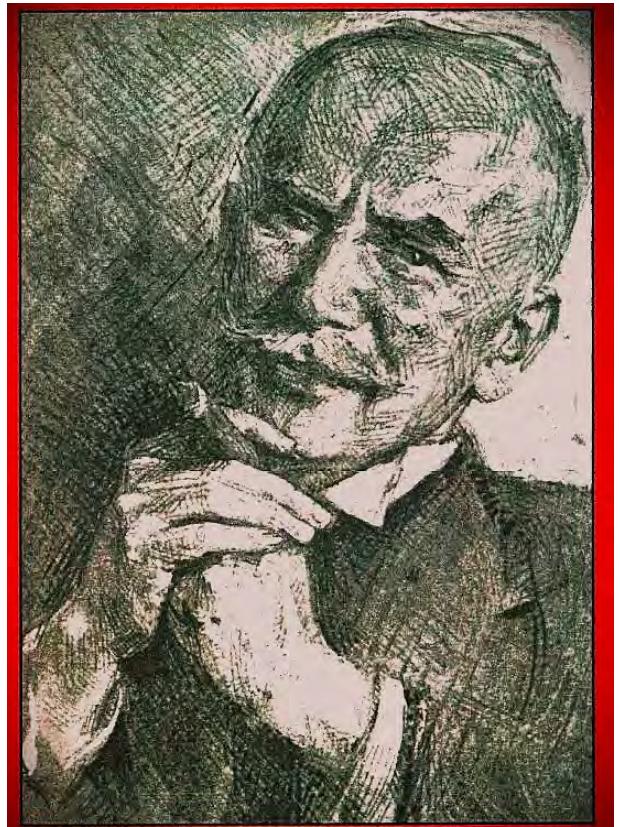


Abbildung rechts:

*Ludwig Goldstein, von Heinrich Wolff
(Foto: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg)*

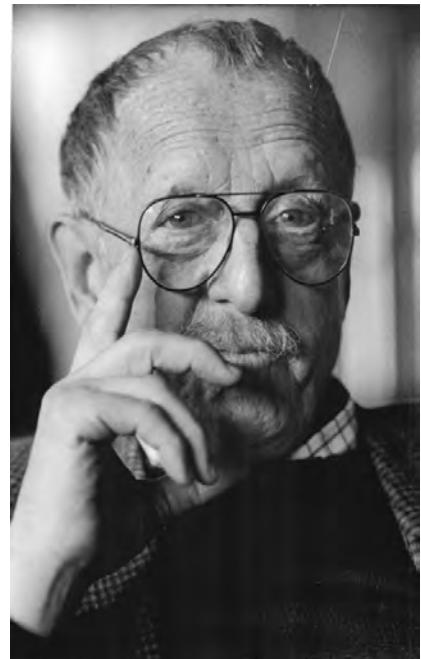
Bekannte Film- und Bühnengesichter des Deutschen Ostens

Schauspieler, Musiker, Regisseure, Drehbuchautoren / Teil 3: Ostpreußen von G bis L

Beim Betrachten alter Filme aus den 1950er-, 60er- und 70er-Jahren fallen einem mit der Zeit Gesichter auf, die immer wieder auftauchen. In den letzten beiden Heften hatten wir Ihnen Frauen und Männer des Bühnen- und Filmfachs zunächst aus Danzig und Westpreußen (Frühjahr 2025) und dann aus Ostpreußen vorgestellt; heute fahren wir mit den Ostpreußen fort, die fast neunzig Personen sind. Daher beschränken wir uns in diesem Heft auf die Namen von G bis L und beenden die Reihe dann mit der Frühjahrssausgabe 2026.

Es werden nur solche Personen genannt, die in den Heimatgebieten geboren sind – keine solchen, die nur gelegentlich mal als Gastschauspieler in den Osten kamen, ohne einen persönlichen Bezug dazu zu haben. Vermutlich sind unsere Namenslisten nicht vollständig – wenn Sie weitere Namen kennen, schreiben Sie uns!

Beginnen wir mit **Erwin Geschonneck** (*Foto rechts, 1986 [Foto: Bundesarchiv]*), geboren am 27. Dezember 1906 in **Bartenstein** Kr. Friedland (Ostpr), gestorben am 12. März 2008 in **Berlin**. Sein Vater **Otto** war von Beruf Flickschuster und tat nebenher auch Dienst als Nachtwächter. Als die Familie 1908 nach Berlin umzog, war Erwin noch nicht einmal zwei Jahre alt. Als er nach Ende des Ersten Weltkrieges die Schule beendet hatte, waren Lehrstellen knapp, und so wurde er zunächst Gelegenheitsarbeiter, Büroboten und Hausdiener. 1920 trat er dem 1890 gegründeten Arbeiter-Turn- und Sportverein „*Fichte Berlin*“ bei, dem damals größten und wettkampfstärksten Sportverein der „*Kampfgemeinschaft für Rote Sparteinheit*“. Nach seinem Beitritt zur KPD im Jahr 1929 und ersten Auftritten in kommunistischen Laienspielgruppen war sein weiterer Weg im Grunde vorgezeichnet: 1931 erhielt er eine erste kleine Filmrolle in „*Kuhle Wampe oder: Wem gehört die Welt?*“, außerdem gehörte er an der „*Jungen Volksbühne*“ bei **Erwin Piscator** zur Komparserie. 1933 emigrierte er in die Sowjetunion, wurde 1938 ausgewiesen und Ende März 1939 in **Prag** verhaftet und an die Gestapo überstellt, die seine Internierung ins Konzentrationslager **Sachsenhausen** veranlaßte. Später wurde er nach **Dachau** (wo er das erste und einzige Mal in seiner Laufbahn Regie führte, nämlich auf 1943 einer Laerbühne in „*Die Blutnacht auf dem Schreckenstein*“ von **Rudolf Kalmar jr.**) und zum Schluß nach **Neuengamme** verlegt; bei der Evakuierung des letztgenannten Lagers über die Ostsee mit der *Cap Arcona* wurde das Schiff in der Lübecker Bucht von britischen Flugzeugen angegriffen und versenkt, Geschonneck jedoch gehörte zu den Überlebenden.



Ab 1946 trat der Ostpreuße nicht nur in den Hamburger Kammerspielen unter den Regisseuren **Helmut Käutner** und **Ida Ehre** auf, sondern spielte auch in einigen der ersten sog. „Trümmerfilmen“ mit, die in der ersten Zeit nach dem Kriege nach und nach entstanden. 1949 folgte er dem Ruf **Bertolt Brechts**, der in der Sowjetischen Besatzungszone stark protegiert wurde, nach Berlin (Ost) an sein neugegründetes „*Berliner Ensemble*“, wo er in Klassikern wie auch in Brecht-Stücken mitspielte und sehr schnell auch wieder vor den Kameras der nunmehrigen DEFA stand. Insgesamt wirkte Erwin Geschonneck in über 80 Filmen mit, aber nur zwei davon wurden außerhalb der SBZ/DDR-Zeit gedreht: das war zum einen der vorerwähnte Film „*Kuhle Wampe*“ (1931), zum anderen „*Matulla und Busch*“ (1995), mit dem er auch seine Filmkarriere abschloß. Zwischen 1936 und 1965 spielte er ausserdem in etwa 30 Theateraufführungen mit, um nach einer längeren Pause dann 1993 noch einmal im Berliner Ensemble in **Heiner Müllers** Stück „*Duell Traktor Fatzer*“ eine Rolle (im Rollstuhl sitzend) zu übernehmen. Von 1951 bis 1993 kamen noch über 20 Hörspiele dazu.

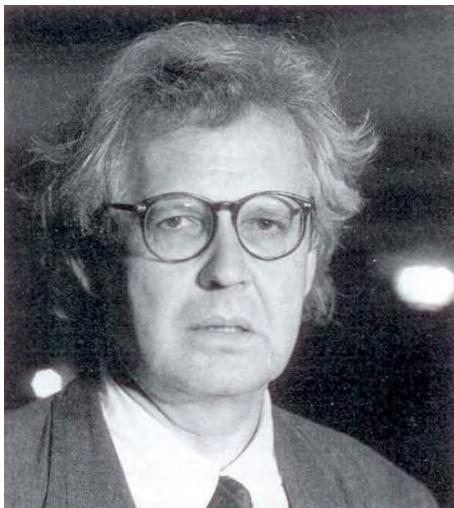
Erwin Geschonneck war viermal verheiratet; sein älterer Sohn **Matti Geschonneck** (*1952 in Potsdam) studierte zunächst Regie in **Moskau**, wurde aber 1978 von der Hochschule verwiesen, aus der Partei geworfen und schließlich ausgebürgert und in die Bundesrepublik abgeschoben, weil er mit **Wolf Biermann** sympathisierte. Er lebt und arbeitet jetzt als Regisseur in Westdeutschland. Sein Name ist gerade wieder in aller Munde: Der neue, kürzlich gesendete ZDF-Zweiteiler „*Sturm kommt*

auf“ (2025), eine Verfilmung des Romans „*Unruhe um einen Friedfertigen*“ von **Oskar Maria Graf** (1894-1967), entstand unter Matti Geschonnecks Regieführung.



Die Geschonneck-Söhne; links Regisseur Matti Geschonneck, um 2015 (Foto: deutschlandfunkkultur.com) / rechts: Computerforensiker Alexander Geschonneck, um 2023 (Foto: geschonneck.com)

Fast eine Generation jünger als Matti ist dessen Halbbruder **Alexander Geschonneck** (*1970 in Berlin). Er arbeitet als Spezialist für Computerforensik und verfaßte auch mehrere Standardwerke über Computerkriminalität, IT-Forensik und IT-Grundschutz. Er war in den letzten Jahren aktiv an der Aufdeckung mehrerer Finanzskandale beteiligt, die in der Bundesrepublik hohe Wellen schlugen (z.B. Wirecard) und die ohne Computertechnik so nicht hätten stattfinden können.



Dieter Giesing (Foto links, ca. 1985 [Archiv PK]) wurde am 21. Mai 1934 in **Memel** (damals Litauen) geboren, wo er auch aufwuchs; als die Stadt im Herbst 1944 evakuiert wurde, kam seine Familie auf abenteuerlichen Wegen nach **Tübingen**. Dieter Giesing studierte nach dem Abitur in Tübingen und München Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte; als Leiter der Tübinger Studentenbühne sammelte er erste Erfahrungen im Theatergewerbe. In dieser Zeit traf er auch mit **Erwin Piscator** zusammen, der ihm schon nach kurzer Zeit ein festes Engagement als Regieassistent an den **Münchner Kammerspielen** verschaffte. Hier debütierte er 1964 auch als Regisseur mit „*Kollektion*“ von dem britischen Autor **Harold Pinter** und brachte es 1968 bis zum Oberspielleiter. Als Chefdrdramaturg **Ivan Nagel** als Intendant ans **Deutsche Schauspielhaus Hamburg** wechselte, ging Giesing mit und wurde dort Schauspieldirektor.

Verschiedene Inszenierungen in u.a. **San Francisco, Bochum, Wien, München, Stuttgart, Berlin, Köln und Klagenfurt** machten den Namen des Ostpreußen in Europa und Amerika bekannt und berühmt. Die Zahl der wichtigsten Inszenierungen bis heute liegt bei über 40, die Gesamtzahl dürfte sich auf über 200 beziffern.

Der ostpreußische Theaterregisseur lebt heute mit seiner Lebensgefährtin **Maria Scheibelhofer**, einer Drehbuchautorin, in **Hamburg** und **Wien**.



Foto rechts: Dieter Giesing, 2014 (Foto: opera-online.com)

Über die Familie von **Klaus Glowalla**, geboren am 15. November 1924 in **Neidenburg**, gestorben am 16. April 1995 in **Magdeburg**, wissen wir nur, daß sein Vater Kaufmann war. Der junge Masure wurde 1944 zur Wehrmacht eingezogen, tauchte aber schon 1945 in **Berlin** auf, wo er am Studio für Schauspiel Unterricht nahm. 1946 erhielt er eine Verpflichtung am Theater **Quedlinburg**; der dortige Intendant **Ulrich Velten** sorgte für Glowallas weitere Ausbildung und Förderung.



Der junge Masure schaffte in Quedlinburg binnen kurzer Zeit den Aufstieg zum Charakterdarsteller; auch war er trotz seiner Jugend schon frühzeitig in der Lage, Regieaufgaben zu übernehmen. Gastspiele an den **Landesbühnen Sachsen** sowie am **Stadttheater Hildesheim** rundeten seine Erfahrungen ab, und so erhielt er 1955 ein festes Engagement am Theater **Magdeburg**, wo er bis 1990, als die Spielstätte durch einen Brand größtenteils zerstört wurde, blieb. (Die Wiedereröffnung „seines“ Theaters im Jahr 1997 erlebte er leider nicht mehr.)

Die Anzahl der Filme, an denen Klaus Glowalla mitwirkte, ist nicht genau bekannt; sie dürfte zwischen 50 und 100 liegen. Die Zahl seiner Hörspiele soll unter 10 liegen, während seine Synchronrollen auf mindestens 40 geschätzt werden. Leider ist über das Leben des begabten Mannes aus Neidenburg weder Privates noch Berufliches im Detail bekannt, auch auf Fotos taucht er kaum jemals auf – obwohl er bei offiziellen Anlässen der Stadt Magdeburg häufig den Physiker **Otto von Guericke** darstellte, der als ein „großer Sohn“ der Stadt gilt.

*Foto: Klaus Glowalla 1981 in der Titelrolle von „Der große Friedrich“ von Adolf Nowaczynski
(Foto: Archiv Theater Magdeburg [gemeinfrei])*

Noch wesentlich weniger Einzelheiten sind über das Leben des Theaterregisseurs und Drehbuchautors **Heinz Goldberg**, geboren am 30. Mai 1891 in **Königsberg** (Pr), gestorben am 2. Juli 1969 in **Berlin**, bekannt. Goldberg war ein – wenn auch eine Generation jüngerer – Landsmann, Zeit- und Glaubensgenosse des im Hauptartikel dieses Heftes vorgestellten **Ludwig Goldstein**. Er studierte und promovierte, aber es ist nicht festzustellen, was, wann und wo, sondern nur, daß er ab 1913 in **Frankfurt (M)** im „Rhein-Mainischen Verbandstheater“ als Schauspieler tätig war. 1915 wurde er eingezogen und blieb bis zur Demobilisierung 1918 bei der Truppe. 1919 tauchte er in **Berlin** an verschiedenen Theatern auf, ab 1925 war er am Lessingtheater in Berlin-Mitte als Regisseur und Dramaturg tätig. Seit 1922 verfaßte er auch zunehmend Drehbücher für Filme. Insgesamt war Heinz Goldberg an 25 Filmen als Drehbuchautor beteiligt (bei zweien davon führte er auch Regie); die letzten drei (1935 und 1936) wurden in Österreich und den Niederlanden gedreht, da Goldberg 1933 nach **Wien** emigrierte und von dort, nach einem kurzen Aufenthalt in der **Sowjetunion**, über die **Schweiz** und **Frankreich** nach **London** flüchtete, wo er aber beruflich nicht Fuß fassen konnte. Ab 1956 bis zu seinem Tode lebte er in **Berlin (West)**.

Heinz Goldbergs private Lebensumstände liegen völlig im Dunkeln, nicht einmal ein Foto von ihm ist aufzufinden; immerhin steht fest, daß er zwei berühmte Onkel hatte, nämlich den Opernsänger **Albert Goldberg** (1847-1905) und den Schauspieler **Jacques Goldberg** (1861-1934) (beide in **Braunschweig** geboren), deren Vater **Hirsch Goldberg** (1807-1893) wiederum in **Wolstein (Pos.)** geboren wurde und später Vorbeter der jüdischen Gemeinde **Braunschweig** war. Hirsch Goldberg müßte also der Großvater von Heinz Goldberg gewesen sein.

Unter den Filmschaffenden nehmen die Werbefilmer eine Sonderstellung ein, wenn auch eine nicht unbedingt sehr angesehene; **Rasmus v. Gottberg**, geboren am 19. Juli 1932 in **Königsberg** (Pr), gestorben am 26. Januar 2010 in **Mougin** (Südfrankreich), war in zweifacher Hinsicht ein „Sonderling“: Zum einen, weil er als Produzent und Regisseur von Werbefilmen nicht unbedingt zur Elite der Filmindustrie gezählt wurde, zum anderen, weil er eigentlich in eine Familie hineingeboren war, deren Name seit Generationen für treue Dienste an ihren Mitbürgern und Landesherren stand. Die Gottbergs stellten in Preußen über Jahrhunderte Offiziere, Ministerial- und Verwaltungsbeamte; einen Werbefilmer hatte es unter ihnen noch nie gegeben – hier machte einer aus der Familie also etwas ganz Neues!

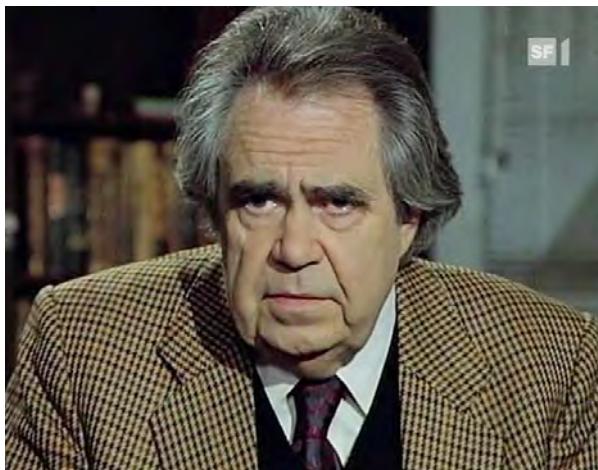
Rasmus v. Gottberg wuchs Anfang der 1950er Jahre sozusagen mittendrin in das Wirtschaftswunder hinein; betätigte er sich nach dem Abitur in **Timmendorfer Strand**, wohin es die Familie nach der Flucht verschlagen hatte, noch als Gelegenheitsarbeiter, so begann er wenig später, Filmsequenzen und bald darauf auch ganze Filme zu erstellen, mit denen jeweils ein bestimmtes Produkt beworben wurde. Ab etwa 1955 betrieb er eine eigene Firma.

*Foto rechts: Rasmus v. Gottberg etwa 1976 auf einer Betriebsfeier
(Foto: Archiv Hanseatic-Kontakt-Film)*



Rasmus v. Gottberg gilt als „Erfinder“ der Ariel-Werbung mit „Klementine“.

Nach seinem Rückzug aus dem Berufsleben verfaßte Rasmus v. Gottberg zwischen 2002 und 2007 noch mehrere kleinere Bücher; es handelt sich zumeist um Sammlungen von Kurzgeschichten, Kochanleitungen und Gedichten. Er lebte bis zu seinem Tode mit seiner Frau Maike in Südfrankreich.



Günter Gräwert, ca. 1988

(Foto: derrick-database.com [gemeinfrei])

Einer der bekanntesten Regisseure des deutschen Fernsehens war **Günter Gräwert**, der am 22. August 1930 in **Memel** geboren wurde; nach dem Kriege verschlug es ihn nach München, wo er Malerei studierte, gleichzeitig aber eine Schauspielausbildung in Stuttgart begann. Es dauerte nicht lange, bis er, der daran gewöhnt war, viel unterwegs zu sein, zwischen mehreren deutschen Bühnen hin- und herpendelte – u. a. gehörte auch Gräwert zur Belegschaft von **Brechts** „Berliner Ensemble“, war aber in derselben Phase auch öfter an den „Münchener Kammerspielen“ zu sehen. Schon jetzt interessierte er sich für das schnell aufstrebende Medium Fernsehen und begann mit der Kamera zu experimentieren; sein Ziel war, Regie zu führen und dabei seine eigenen Vorstellungen exakt umzusetzen.

Günter Gräwert war beruflich ein fast lupenreiner Autodidakt, seine Arbeiten strahlen solide Normalität aus; es gibt keine abstrakten Einstellungen, Überblendungen sind, falls überhaupt vorhanden, so dermaßen harmonisch gewählt, daß sie niemals stören, und bei all diesen optischen Künsten bleibt die Spannung und der „rote Faden“ der Handlung stets erhalten, ohne durch verwirrende Nebenhandlungen überlagert zu werden.

Die genaue Zahl der Filme, bei denen der Ostpreuße zwischen 1959 und seinem Tod 1996 Regie geführt hat, ist nicht mehr feststellbar; jedoch dürfte sie bei weit über 100 liegen, darunter etliche „Tatorte“ und Kurzkrimis in den Serien des Vorabendprogramms. In über zwanzig Filmen trat er zudem als Darsteller auf – sein umfangreiches Wissen und seine Erfahrung befähigten ihn, alle mit der Herstellung eines Films zusammenhängenden Tätigkeiten nicht nur zeitgerecht zu planen, sondern sie gegebenenfalls auch noch selbst auszuführen, was ihm den Respekt seiner Mitarbeiter eintrug.

Über sein Privat- und Familienleben wissen wir leider so gut wie nichts.

Günter Gräwert erlitt am 29. April 1996 auf der Autofahrt von **Husum** nach **Hamburg** einen Herzinfarkt, an dem er verstarb.

Wir wissen nicht, wie die am 11. August 1935 in **Königsberg** (Pr) geborene **Anneli Granget** aus Ostpreußen herauskam; in den späten 1950er Jahren jedenfalls war sie beim „Nürnberger Ensemble“, das zum Nürnberger Schauspielhaus gehörte, fest engagiert, einschließlich gelegentlicher Gastspielreisen.

Ihre erste Filmrolle hatte Anneli Granget 1960 im zweiten Teil von **Fritz Umgelters** „Am grünen Strand der Spree“, wo sie die *Svanhild Magnussen* darstellte; in den folgenden zehn Jahren wirkte sie in immerhin gut 40 Fernsehfilmen mit, acht Hörspiele kamen noch hinzu.

Daß die Figur der *Ottilie Klamroth* in „Vor Sonnenuntergang“ (1970, mit **Oswald Döpke** als Regisseur) die letzte Filmrolle ihres Lebens werden würde, war nicht abzusehen. Die mit dem Schauspielkollegen **Hannes Riesenberger** verheiratete Königsbergerin war zunehmend depressiv geworden und nahm sich am 25. April 1971 im Alter von noch nicht einmal 36 Jahren in **Nürnberg** das Leben.



Foto rechts: Autogrammkarte von Anneli Granget, etwa um 1965 (Archiv PK)



Ebenfalls in **Königsberg** wurde **Hannes Gromball** geboren, und zwar am 21. März 1932; wie und wann er aus Ostpreußen herauskam, liegt, ebenso wie seine Familienverhältnisse, völlig im Dunkeln. Sicher ist nur, daß er ab Anfang der 1950er Jahre in **Stuttgart** eine Schauspielausbildung erhielt und bald darauf auch mit Erfolg ins Synchronisationsfach einstieg; während sich die Anzahl der Filme, in denen er mitwirkte, zwischen 1961 und 1978 „nur“ auf etwa 50 beläuft, sind es (bis 1984) fast 300 Synchronisationen – ein beeindruckendes Lebenswerk!

Privates aus dem Leben von Hannes Gromball ist nicht bekannt, auch nicht sein letzter Wohnort. Das nebenstehende Foto zeigt ihn vermutlich etwa 1975 in einer Rolle als Klinikarzt, möglicherweise in einem „Derrick“-Krimi.

Hannes Gromball soll 2015 verstorben sein, aber wann und wo genau, ist unbekannt.

Foto links: Hannes Gromball (derrick-database.com)

Ernst Gronau, geboren am 21. August 1887 in **Memel**, gestorben am 11. August 1938 in **Hörnum (Sylt)**, verbrachte seine gesamte Jugend und Schulzeit bis zum Abitur in seiner Geburtsstadt. Mit dem Reifezeugnis in der Tasche zog es ihn „in die Welt“, in diesem Fall nach **Paris**, wo er mehrere Semester an verschiedenen Hochschulen studierte – was genau, ist leider nicht bekannt. Es könnte aber im Zusammenhang mit Kunst und Schauspielerei gestanden haben, denn als Gronau etwa 1909/1910 wieder nach Deutschland, genauer nach **Berlin**, zurückkehrte, nahm er nicht nur Schauspielunterricht, sondern schrieb sich auch an der 1899 gegründeten „*Reicherschen Hochschule für dramatische Kunst*“ ein.

Nach ersten Bühnenauftritten erhielt Ernst Gronau bereits 1911 ein festes Engagement an den **Münchener Kammerspielen**, kehrte aber 1913 nach Berlin zurück und „sprang“ hier zwischen den verschiedenen Theatern hin und her. 1932 endete seine Theaterlaufbahn, denn er hatte sich seit 1919 zunehmend als Filmschauspieler betätigt und daher für Bühnenengagements immer weniger Zeit gehabt. Von 1919 bis 1937 waren es immerhin 25 Filme, in denen er auftrat, anfangs noch Stumm-, ab 1923 zunehmend Tonfilme. Sein letzter Film „*Der Musikant von Dornburg*“ (1937) war für den Ostpreußen auch die Krönung seines Schaffens, da er die Titelrolle spielte.

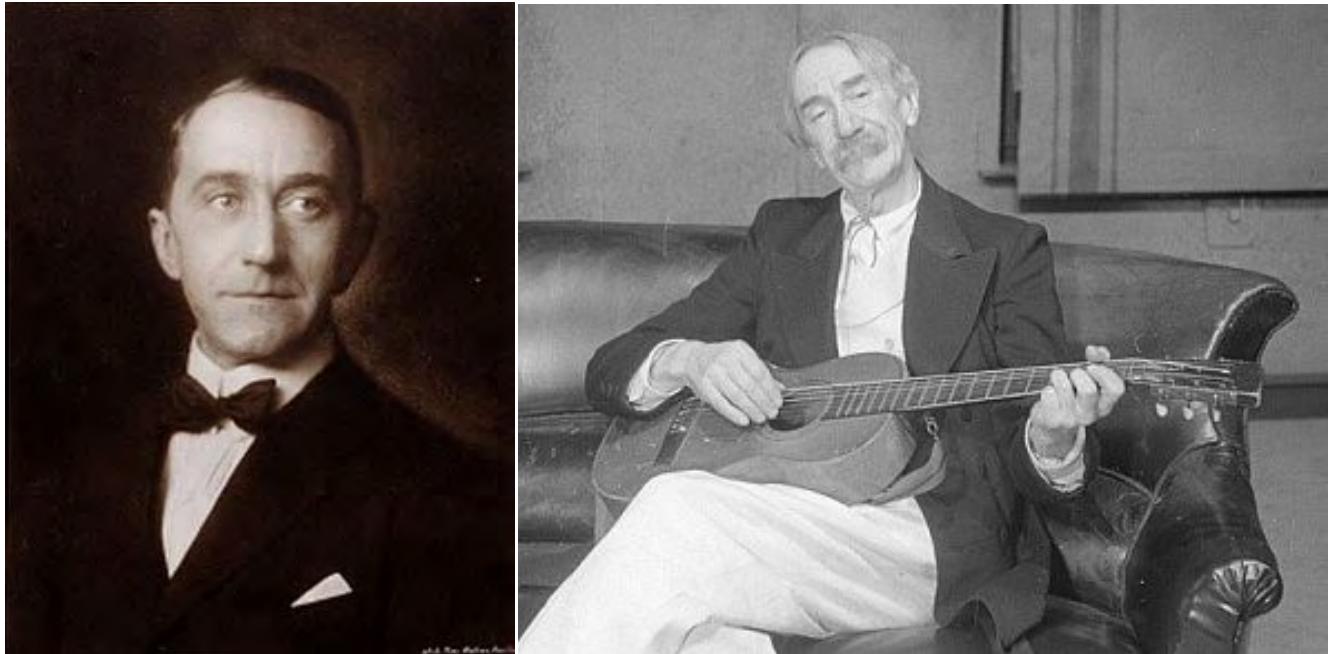
Ernst Gronau starb zehn Tage vor seinem 51. Geburtstag vermutlich beim Baden in der Nordsee an einem Herzschlag.

*Foto rechts: Szenenfoto aus „Genuine“ (1920) von Robert Wiene;
Fern Andra (M.) als Genuine, Ernst Gronau (re.) als Lord Melo (Foto:
imdb.com/decla-bioscop [gemeinfrei])*



Eine ganze Reihe berühmter Film- und Theatergrößen des 19. und 20. Jahrhunderts hat uns **Tilsit** geschenkt; **Max GÜLSTORFF** gehörte zu ihnen. Er wurde am 23. März 1882 in **Tilsit** geboren und starb am 6. Februar 1947 in **Berlin**. Sein vollständiger bürgerlicher Name lautete *Max Walter GÜLSTORFF (lt.*

anderer Quellen: „*Gühlstorff*“), und er trat, nachdem er zunächst Schauspielunterricht erhalten hatte, seit der Jahrhundertwende in verschiedenen Theatern im Deutschen Reich auf. 1908 erhielt er eine Festanstellung am Stadttheater **Cottbus**, wechselte jedoch 1911 wieder nach **Berlin**, wo er bis 1924 an verschiedenen Theatern aushalf. Bei einem Gastspiel in **Wien** wurde man dort auf ihn aufmerksam, und so bekam er 1924 ein festes Engagement am Wiener **Theater in der Josefstadt**. Hier führte er auch gelegentlich Regie.



Max GÜLSTORFF, links Anfang der 1920er Jahre (Foto: Mac Walten [alias Max Grünthal]) / rechts: Ende 1945 als verarmter Gutsbesitzer Iljá Iljitsch Telégin in „Onkel Wanja“ (Foto: Abraham Pisarek/ Deutsche Fotothek)

1916, mitten im Ersten Weltkrieg, stand Max GÜLSTORFF zum ersten Mal vor der Filmkamera. Es folgten bis 1947 insgesamt über 170 Spielfilme und Dokumentationen. Als Beispiele seien genannt: Die Ur-Verfilmung von **Zuckmayers** „Der Hauptmann von Köpenick“ von 1931, in der Max GÜLSTORFF den Bürgermeister **Dr. Obermüller** spielte, die Verfilmung von **Kästners** „Der kleine Grenzverkehr“ (1943), in der er den Geheimrat verkörperte, und die berühmte **Spoerl**-Verfilmung „Die Feuerzangenbowle“ von 1944, in der der Tilsiter in der bekannten Schlußszene den Oberschulrat darstellte. (Szenenfoto rechts: **Max GÜLSTORFF** [Mitte] als Oberschulrat zwischen **Erich Ponto** [links] als Professor Crey und **Hans Leibelt** als Direktor Knauer)



Hinzu kamen (seit 1911) noch mindestens 55 Bühnenstücke, in denen GÜLSTORFF auftrat.

Max GÜLSTORFF, über dessen Privatleben wir so gut wie nichts wissen, starb wenige Wochen vor seinem 65. Geburtstag in **Berlin**; er wurde auf dem evangelischen Friedhof in **Lichtenrade** in der Paplitzer Straße beigesetzt. Ab 1952 bis 2009 war sein Grab als Ehrengrab des Landes Berlin eingestuft, danach verkam es. Einer Privatinitiative ist es zu verdanken, daß das Grab 2014 gesäubert und der Grabstein aufgearbeitet wurde.

Weder direkt verwandt noch verschwägert mit Max GÜLSTORFF war der Filmarchitekt **Otto GÜLSTORFF**, der ebenfalls in **Tilsit** geboren wurde, nämlich am 5. Februar 1878; er starb am 3. Juli 1959 in **Berlin**. Von Otto GÜLSTORFF weiß man immerhin, daß sein Vater ein ostpreußischer Möbelfabrikant war; Otto besuchte das Tilsiter Realgymnasium und erlernte danach den Beruf des Architekten. 1923 arbeitete er erstmalig für eine Berliner Filmfirma; zu diesem Zeitpunkt war er bereits 45 Jahre alt. Ab 1926 war

er als Chefszenenbildner tätig, zunächst ausschließlich bei Stumm-, ab 1932 auch bei Tonfilmen. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges stattete er minderrangige Filme aus, dann zog er sich weitgehend aus dem Geschäft zurück. Seine letzte Arbeit war die Ausstattung des DEFA-Trümmerfilms „1-2-3 Corona“ (1948). Danach zog sich Otto GÜLSTORFF ins Privatleben zurück. Insgesamt dürfte er die Bauten für etwa 40 Filme verantwortet haben. Ein Foto von ihm ist leider nicht auffindbar.

Mitunter gibt es seltsame Zufälle: Wie im vorstehend beschriebenen Falle der beiden GÜLSTORFFS, die auch noch aus derselben Stadt (Tilsit) stammten, verhält es sich auch mit den **Hasse**s, die beide in **Königsberg** geboren wurden, ohne miteinander verwandt zu sein. Beginnen wir mit **Clemens Hasse**, geboren am 13. April 1908 in **Königsberg** (Pr), gestorben am 28. Juli 1959 in **New York**. Sein Vater war Verwaltungsbeamter; Clemens besuchte in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre die Schauspielschule des Preußischen Staatstheaters in **Berlin**, debütierte dort im Herbst 1929 im „*Käthchen von Heilbronn*“ und erhielt daraufhin eine Festanstellung, in der er bis zur kriegsbedingten Schließung des Theaters 1944 verblieb.



Für den Film arbeitete Clemens Hasse ab 1932; bis 1959 stand er in geschätzt etwa 100 Produktionen vor der Kamera, darunter in der Erstverfilmung von „*Der müde Theodor*“ (1936), in „*Steputat & Co.*“ (1938), „*Die Reise nach Tilsit*“ (1939) und nicht zuletzt in der **Spoerl**-Verfilmung „*Die Feuerzangenbowle*“ (1944), in der er den Pfeiferschen Freund und Klassenkameraden *Rudi Knebel* darstellt (siehe Szenenfoto links: vorne links Heinz Rühmann als *Hans Pfeiffer*, vorne rechts Clemens Hasse als *Rudi Knebel*). Der letzte Film, in dem Hasse auftrat, war „*Liebe, Luft und lauter Lügen*“ (1959) unter der Regie von **Peter Beauvais**, ein Filmlustspiel nach dem Roman „*Ehe zwischen Tür und Angel*“ von **Karl Zumbro** (1928-2001).

Die Zahl der Theaterinszenierungen, an denen Clemens Hasse zwischen 1930 und 1957 mitwirkte, liegt gesichert bei mindestens 26. Sie fanden ohne Ausnahme in Berlin statt.

Clemens Hasse war, vermutlich seit Beginn des Zweiten Weltkrieges, mit seiner Schauspielerkollegin **Ursula Diestel** (1920-2015) verheiratet; während eines Besuches bei der gemeinsamen Tochter anlässlich deren Hochzeit in **New York** erlitt Clemens Hasse einen Herzinfarkt, an dem er verstarb.

Kommen wir zum Kameramann **Kurt Hasse** (richtig: *Kurt Eberhard Hasse*), geboren am 4. Juni 1916 ebenfalls in **Königsberg** (Pr), gestorben am 7. März 1999 in **München**. Über seine Familie wissen wir nichts; Kurt Hasse machte nach der Schule eine Fotografenlehre und arbeitete danach zunächst in einem Filmkopierwerk, wo er im Kundenauftrag Filme entwickelte und bearbeitete. Ab 1935 war er als Kameraassistent bei der UFA tätig; nach dem Kriege wurde er zunächst Co-Kameramann, ab 1952 „durfte“ er alleine das Zelluloid belichten, das erste Mal in „*Straße zur Heimat*“ (1952). Es folgten über 100 Filme, darunter auch Serien wie z.B. „*Raumpatrouille – Die phantastischen Abenteuer des Raumschiffes Orion*“ (1966); der daran anknüpfende Kinofilm „*Raumpatrouille Orion – Rücksturz ins Kino*“, ein Zusammenschnitt von 2003 aus den alten Folgen, war dann auch posthum das letzte Werk des Königsberger Kameramannes.

Foto rechts: *Kurt Hasse ca. 1952* (Foto: mubi.com)



Eine echte Maserin war **Marianne Hold** (später Marianne Strobl-Hold), geboren am 15. Mai 1933 in **Johannisburg** als *Marianne Weiss*, gestorben am 11. September 1994 in **Lugano**. Ihr Vater war im Krieg vermisst, und so mußten Mutter und Tochter allein die Flucht antreten (d.h. vermutlich mit einem Treck). Fluchtweg, Zwischenstationen und Dauer der Flucht sind nicht überliefert; die Literatur vermerkt nur, daß „*sie (...) in Innsbruck (landeten)*“. Mariannes Mutter heiratete später erneut; da ihre

Tochter mit dem Stiefvater nicht zureckkam, zog diese aus und übersiedelte nach **Rom**. Dort arbeitete sie zuerst als Haushaltshilfe, später fand sie eine Stelle in einem Filmschnittstudio, wo sie eher zufällig durch **Luis Trenker** für den Film entdeckt wurde.



links: Marianne Hold ca. 1953 / rechts: Titelbild der Zeitschrift „Illustrierte Film-Bühne“ von 1956 mit Gerhard Riedmann und Marianne Hold (beide Abbildungen: Archiv PK)

aus der Mode kam. Insgesamt wirkte sie von 1950 bis 1964 in 35 Filmen mit; ihren letzten Auftritt hatte sie in der Karl-May-Verfilmung „Der Schut“ (1964).

Privat hatte Marianne Hold über mehrere Jahre eine Beziehung zu dem Cellisten **Enrico Mainardi**; 1964 lernte sie im Rahmen von Dreharbeiten den Schauspielerkollegen **Frederick Stafford** alias **Friedrich Strobl von Stein** kennen, den sie nach nur sechs Tagen heiratete. Noch im Dezember des gleichen Jahres wurde der gemeinsame Sohn **Roderick Stafford** geboren, der es später zu einiger Berühmtheit im Film- und Musikgeschäft brachte.

Frederick Stafford kam im Sommer 1979 bei einem Unfall mit seinem Privatflugzeug ums Leben; seine Witwe Marianne Strobl-Hold, die 1964 aus dem Berufsleben ausgeschieden war und sich seither mit Malerei und Hilfe für junge Künstler beschäftigt hatte, überlebte ihren Mann noch um gut 15 Jahre. Sie starb mit 61 Jahren in ihrem Haus am Lugarer See an Herzversagen. Die Masurin wurde auf dem Friedhof im Zürcher Stadtteil **Witikon** neben ihrem Mann zur letzten Ruhe gebettet.

Und wieder eine Königsbergerin: **Eva Klein-Donath** wurde am 24. August 1895 in **Königsberg** (Pr) geboren, sie starb am 14. März 1959 in **München**. Ihr vollständiger bürgerlicher Name lautete **Eva Gertrude Käthe Klein**. Wann und wo sie ihre Schauspielausbildung erhielt, lässt sich nicht feststellen; sicher ist aber, daß sie nach dem Ersten Weltkrieg im Ostseeraum unterwegs war – Auftritte in **Stralsund** und **Riga** sind verbürgt. 1922 heiratete sie einen Arzt namens **Wolfgang Donath**, von dem sie sich aber bereits 1926 wieder scheiden ließ.

Um 1933/1934 hatte Eva Klein-Donath erstmalig ein Engagement in **Berlin** und landete kurz darauf beim Film; 1934 heiratete sie zum zweiten Mal, und zwar einen Mann namens **Hermann Tetzner**, über den es keine gesicherten Angaben gibt (er soll zeitweilig Funktionär, jedenfalls aber Kaufmann gewesen sein). Bis 1955 wirkte sie in 15 Filmen mit, darunter auch in „*Steputat & Co.*“ (1938), in dem sie die *Mutter Masur* darstellte (siehe Szenenfoto rechts).

Nach Fertigstellung ihres letzten Films „*Ich suche Dich*“ (1955) zog sich die inzwischen 60jährige, in **München** lebende Ostpreußen ins Privatleben zurück.

Trenker konnte sie für eine wichtige Nebenrolle in dem von ihm selbst geschriebenen und inszenierten Film „*Duell in den Bergen*“, der im Herbst 1950 zunächst in **Stuttgart** in die Kinos kam (es gab neben der italienischen auch eine deutsche Fassung) und in dem er eine Hauptrolle spielte, gewinnen. Allerdings mußte sie noch in elf weiteren Filmen (darunter zwei unter der Regie von Trenker) mitarbeiten, ehe ihr 1956 mit der Haupt- und Titelrolle in „*Die Fischerin vom Bodensee*“ ein echter Durchbruch gelang. Fortan galt sie als „Star des Heimatfilms“, was sie auch blieb, bis dieses Genre in den 1960er Jahren langsam





Abweichend vom üblichen Schema wollen wir nunmehr eine ganze Familie betrachten, die sich wie kaum eine andere um die Musik- und FilmSzene Deutschlands verdient gemacht hat. Wir sprechen von der masurischen Familie **Kollo**: „Stammvater“ war der Komponist **Walter Kollo**, eigentlich *Walter Elimar Kollodzieyski* (siehe Foto links, um 1910 [Archiv PK]); er wurde am 28. Januar 1878 in **Neidenburg** geboren und starb am 30. September 1940 in **Berlin**. Sein Vater, ein erfolgreicher Kaufmann, hätte es gern gesehen, wenn der Sohn ins Geschäft eingestiegen wäre; dieser wollte aber lieber Musik studieren und ging daher zunächst ans Konservatorium nach **Sondershausen** in Thüringen, später nach **Königsberg**. Dort wurde er kurzzeitig als Theaterkapellmeister beschäftigt, wechselte aber 1899 nach **Berlin** in die Unterhaltungsmusikbranche; ab 1908 schrieb er komplette Bühnenwerke fürs volkstümliche Musiktheater. Zwischen 1911 und 1943 entstanden aus einer Feder über 40 Operetten, fast ebenso viele „Ohrwürmer“ und, zwischen 1925 und 1958, die Musik zu einem guten Dutzend Filmen.

Privates aus dem Leben von Walter Kollo ist kaum bekannt, außer daß er mit **Marie geb. Preuß** (1883-1954) verheiratet und der Komponist **Willi Kollo** ihr gemeinsamer Sohn war.

Dieser hieß bürgerlich **Willi Arthur Kollodzieyski**, wurde am 28. April 1904 in **Königsberg** (Pr) geboren und verstarb am 4. Februar 1988 in **Berlin** (West). Willi Kollo begann schon während des Ersten Weltkrieges für seinen Vater Operettentexte zu verfassen. In den „Goldenzen Zwanzigern“ (gemeint sind die Jahre zwischen Währungsreform und Weltwirtschaftskrise) verfaßte er in Berlin Kabarett-Revuen, ab 1930 außerdem Drehbücher und Filmmusik. In der Literatur finden sich ein Dutzend eigene Bühnenwerke, dazu mindestens 100 Musikwerke.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges zog Willi Kollo nach Hamburg um, kehrte aber 1955 nach Berlin zurück und gründete dort den **Willi-Kollo-Musikverlag**.

Wie sein Vater Walter Kollo hütete auch Willi Kollo sein Privatleben sehr sorgfältig; wir wissen lediglich, daß er mit **Marielouise geb. Herting** verheiratet war und der Vater von **René u. Marguerite Kollo** ist.



links: Veranstaltungsplakat, ca. 1965 / rechts: Willi Kollo ca. 1985
(beide Abbildungen: Archiv PK)



René Kollo (siehe Foto links [1999, Slg. Hager]) wurde am 20. November 1937 in **Berlin** geboren und heißt mit bürgerlichem Namen **René Viktor Kollodzieyski**. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges befand sich der knapp Achtjährige auf der Nordseeinsel **Föhr** in einem Internat, wo er zu Anfang der 1950er Jahre die Schule abschloß; anschließend wechselte er nach **Hamburg** auf eine Fotoschule, zeigte jedoch schon früh Interesse für Musik und das Dirigieren. Mit 18 Jahren brachte er sich selber das Schlagzeug-, Kontrabass- und Gitarrespielen bei und trat in Jazzkellern auf. Gleichzeitig nahm er, mittlerweile wieder in **Berlin**, Schauspiel- und Gesangsunterricht. Obwohl er eigentlich Schauspieler werden wollte, wurde er dank seiner Ausbildung zuerst einmal Schlagersänger und erhielt einen Vertrag bei Polydor. Erst 1965 gelang ihm mit dem Wechsel zum Staatstheater **Braunschweig** der Absprung zur Oper. Ab 1967 stand er bis 1971 als Erster Tenor an der **Deutschen Oper am Rhein Düsseldorf-Duisburg** auf der Bühne, und 1975 war seine Stimme das erste Mal im Fernse-

hen zu hören – er sang das Fernsehlotterie-Lied „Das ganz große Glück“!

1996 wurde René Kollo kurzzeitiger Intendant des hochdefizitären Berliner Metropol-Theaters; allerdings gelang es ihm nicht, die Spielstätte zu retten – 1997 mußte das Theater Konkurs anmelden.

Die Zahl der Aufnahmen René Kollos ist, wie auch die der Auftrittsorte, kaum zu beziffern; der Spitzensänger tourte über viele Jahre durch die gesamte Welt. Nebenher entstanden Schallplatten (später CD) sonder Zahl. Im Jahr 2000 verabschiedete sich Kollo vom Ersten Tenorfach und wechselte in die Sparte der Altersrollen. Nach wie vor betätigt er sich in der Popmusik, außerdem ist er der Schirmherr des **Füssener** Musicals „*Ludwig*“. Er verfaßte sechs Bücher zu autobiographischen und historischen Themen.

Von seinem Privatleben wissen wir, daß er zweimal verheiratet war: Das erste Mal von 1967 bis 1977 mit der dänischen Schlagersängerin **Dorthe** (Kollo geb. **Larsen**, *17. Juli 1947 in Kopenhagen), mit der er die gemeinsame Tochter **Nathalie Kollo** (dzieyski) hat, und das zweite Mal von 1982 bis 2006 mit der rund 20 Jahre jüngeren Tänzerin **Béatrice Bouquet**, mit der er drei weitere Kinder hat.

Drei Generationen zuvor wurde **Arthur Kraußneck** am 9. April 1856 in **Ballethen** Kr. Darkehmen geboren; er starb am 21. April 1941 in **Berlin**. Sein bürgerlicher Name lautete **Arthur Carl Gustav Müller**. Über seine Kindheit und Jugend ist nichts Näheres bekannt; Kraußneck taucht erstmals 18jährig irgendwo in **Mecklenburg** auf der Bühne auf, dann in **Oldenburg, Stettin, Königsberg, Meiningen und Karlsruhe**. 1884 kam er erstmalig nach **Berlin**, wo er für den Rest seines Berufslebens verbleiben sollte – allerdings an wechselnden Theatern.

In den immerhin 58 Jahren seiner Bühnenlaufbahn (bis 1932) dürfte die Zahl der Stücke, in denen er mitwirkte, wohl nahe an die 300 herankommen, während seine Film-Zeit lediglich von 1920 bis 1928 dauerte. Immerhin entstanden in dieser Phase 20 Filme, in denen Kraußneck Auftritte hatte, darunter „*Die Mühle von Sanssouci*“ (1926), „*Maria Stuart*“ (1927) und – als letztes – „*Luther – Ein Film der deutschen Reformation*“ (1928). Über Kraußnecks Privatleben wissen wir nichts.

Abbildung rechts:

Autogrammkarte von Arthur Kraußneck, um 1900
(wikipedia/Atelier Eckstein)



Klaus Krüger, ca. 1980 (derrick-database)

beiden Danziger **Ingmar Zeisberg** und **Wolfgang Jansen** vor der Kamera stand. Bis 1990 brachte er es auf etwa 50 Spiel- und Kriminalfilme, darunter auch mehrere Serien. Seinen letzten Auftritt hatte er in einer Folge von *SOKO München*.

Klaus Krüger war mit seiner Schauspielerkollegin **Edith Kunze** (*15. September 1926) verheiratet und hatte mit ihr eine Tochter. Näheres ist nicht bekannt.

Über Kindheit, Jugend und Flucht von **Klaus Krüger**, geboren am 28. Juni 1931 in **Rastenburg**, gestorben am 28. August 1995 an einem unbekannten Ort, wissen wir keine Einzelheiten, auch nicht über seine Familie. Gesichert ist nur, daß er nach dem Kriege die Hochschulreife erlangt haben muß, denn er studierte Germanistik und Geschichte – wo, ist allerdings unbekannt. Einiges spricht für **Berlin**, denn er arbeitete nicht nur als Regieassistent, sondern nahm auch Schauspielunterricht bei **Marlise Ludwig**, die eben dort als Schauspiellehrerin tätig war. Klaus Krüger debütierte in Bremen, wechselte aber danach nach München, wo er jahrelang in kleinen Boulevardtheatern auftrat.

1964 war Krüger das erste Mal in einer kleinen Rolle im Film zu sehen; es handelte sich um den SDR-Fernsehfilm „*Flug in Gefahr*“, in dem der Ostpreuße an der Seite der beiden Danziger **Ingmar Zeisberg** und **Wolfgang Jansen** vor der Kamera stand. Bis 1990 brachte er es auf etwa 50 Spiel- und Kriminalfilme, darunter auch mehrere Serien. Seinen letzten Auftritt hatte er in einer Folge von *SOKO München*.

Weiter geht es erneut mit einer Königsbergerin: **Ingeborg Lapsien** wurde am 16. Oktober 1926 in **Königsberg** (Pr) geboren; sie verstarb am 5. Juni 2014, möglicherweise in **Schäftlarn**, was aber nicht ganz sicher ist. Über ihre Flucht aus Ostpreußen findet sich in der Literatur kein Wort; wer sich mit der Geschichte des Kriegsendes beschäftigt hat, weiß, daß Lapsiens Altersgruppe (sie war damals 18 Jahre alt) dort, wo die Rote Armee auftauchte, sehr „gefragt“ war – sie dürfte also nach diversen „Erlebnissen“ froh gewesen sein, überlebt zu haben.



links: Beppo Brem als Kriminalinspektor Wanninger, Ingeborg Lapsien als Krankenschwester Lisa Greitmayer in „Süßigkeiten“ (Szenenfoto, 1968) / rechts: Ingeborg Lapsien ca. 1987 (derrick-database.com)

Sicher ist, daß Ingeborg Lapsien ab 1946 eine Schauspielausbildung in **München** machte und dort auch Gesangsunterricht nahm. 1948 debütierte sie an den **Münchener Kammerspielen**, danach hatte sie Engagements in **Tübingen, Hof, Trier, Bonn** und **Baden-Baden**. Von 1960 bis 1966 war sie in **Göttingen** am Deutschen Theater beschäftigt. Es folgten Gastspiele in **Frankfurt, Hamburg, Darmstadt, Düsseldorf** und **Bochum**, in dieser Zeit war sie freiberuflich (d.h. selbständig) tätig.

Für den Film arbeitete Ingeborg Lapsien seit 1962; ihren ersten Filmauftritt hatte sie in der Komödie „*Der verkaufte Großvater*“ (mit Hans Moser in der Titelrolle). Die Zahl ihrer Filmrollen dürfte an die 100 heranreichen, darunter auch in „*Nirgendwo ist Poenichen*“ (1979/1980). In allen gängigen Krimiserien sah man über viele Jahre, oft unverhofft, ihr Gesicht. Zum letzten Mal stand sie 2012 in „*Unser Charly*“ als *Magda Dönhoff* vor der Kamera.

Ingeborg Lapsien arbeitete außerdem als Synchronsprecherin; leider ist die Zahl ihrer Rollen in diesem Fach nicht genau zu beziffern. Auch über ihr Privatleben ist nichts Näheres bekannt.

Keine ausgesprochen fröhliche Kindheit hatte **Rolf Lauckner**, geboren am 15. Oktober 1887 in **Königsberg** (Pr), gestorben am 27. April 1954 in **Bayreuth**. Rolf Lauckner war der Sohn des Königsberger Wasserbaudirektors **Wilhelm Lauckner** und seiner Frau **Clara** geb. **Schulz**, die, obwohl erst 26 Jahre alt, schon eine bekannte Schriftstellerin war. 1889 verunglückte sein Vater tödlich; Mutter Clara heiratete 1891 erneut – diesmal den Schriftsteller **Hermann Sudermann**, der auf diese Weise der Stiefvater des kleinen Rolf wurde. Das ging nicht gut, und so wurde Rolf auf ein Dresdner Internat geschickt; als zu allem Übel sein kleiner Bruder 1893 ebenfalls tödlich verunglückte, war der Sechsjährige völlig verzweifelt. Er begann mit der Suche nach Gott, die ihn sein Leben lang nicht mehr losließ.

Foto rechts: Rolf Lauckner, ca. 1950 (in: *Rolf Lauckner, Ausgewählte Bühnendichtungen*, Verlag Lechte Emsdetten ohne Erscheinungsjahr [Archiv PK])

Die Sudermanns zogen 1895 nach **Blankensee** bei Trebbin, Rolf Lauckner mußte aber im Internat bleiben. Er kompensierte seine Einsamkeit und Trauer durch das Schreiben von Gedichten. 1906 machte er das Abitur, anschließend studierte er,



einem Wunsche Sudermanns folgend, Rechtswissenschaft in **Lausanne, Kiel, München und Königsberg**. Sein Stiefvater ließ ihm hierbei nicht nur großzügige finanzielle Unterstützung zukommen,

sondern finanzierte ihm auch mehrere Fernreisen, bei denen Lauckner sich viele Notizen machte, die er später zu Manuskripten zusammenfaßte.



Abbildung links: Zeichnung Rolf Lauckners, angefertigt von seiner Frau Elfriede Thum, vermutlich 1923 (unleserlich) (Archiv PK)

Im Juli 1912, nach dem Ersten Examen, erhielt er in **Laibau** eine Stelle als Referendar, die er aber noch vor Weihnachten wieder aufgab; bereits in dieser Zeit schrieb er als Chefredakteur für die Berliner, von 1919-1923 sogar für die Stuttgarter Hauptredaktion der Illustrierten „Über Land und Meer“. Es gelang ihm, noch im alten Jahr (1912) in **Würzburg** zu promovieren. Ein Jahr später, am 30. Dezember 1913, heiratete Lauckner **Elfriede Thum** (1886-1952), eine Berliner Graphikerin und Malerin. Das Ehepaar zog in die Nähe von **Frankfurt** (Oder), wo Elfriede ein Haus besaß. Auf dem Portal www.ostpreussen-neo.de findet man unter der Überschrift „Der Schriftsteller Rolf Lauckner wurde vor 125 Jahren geboren“ folgenden Eintrag vom 15.10.2012:

„(...) Lauckner war im Gegensatz zu Sudermann eher Lyriker und Librettist, aber ebenfalls Dramatiker. Er schrieb Melodramen, Opernlibretti und sechs Drehbücher für den Tonfilm. Nur das Genre der großen Romane und der größeren Erzählungen mied er. In seiner frühen Zeit war er recht erfolgreich, doch verblasste der frühe Ruhm relativ bald. Lauckner schrieb u. a. „Der Sturz des Apostels Paulus“ (1917), „Der Hakim weiß es“ (1936); Drehbücher zu den Filmen „Der alte und der neue König“ mit Emil Jannings, „Krach und Glück um Künemann“ unter der Regie von Paul Wegener. In den frühen 1950er Jahren wurden seine „Gesammelten Werke“ veröffentlicht. (Literatur: Gisela Henze, „Rolf Lauckner, Sudermanns Stiefsohn. Dramatiker und Lyriker“, 80 Seiten – 3 Euro, zu beziehen über die Landsmannschaft Ostpreußen, Buchtstr. 4, 22087 Hamburg). Rolf Lauckner starb krebskrank an einer Lungenentzündung in Bayreuth. Zusammen mit seiner Frau fand er seine letzte Ruhestätte im Familiengrab von Clara und Hermann Sudermann auf dem Halensee-Friedhof in Berlin-Grunewald. (Silke Osman, Ohne große Worte Erschütterungen bewirkt, PAZ Nr. 17/2004, S. 9; Gisela Henze, Unter der Fuchtel Sudermanns, PAZ Nr. 41/2012, S. 9)“

Ergänzend sei noch angemerkt, daß Rolf Lauckner nach Hermann Sudermanns Tod das Amt des Testamentsvollstreckers übernehmen mußte. Er gründete 1929 die Hermann-Sudermann-Stiftung und sorgte auch für den Erhalt des Sudermann-Hauses in Blankensee.

Wer kennt noch das 1965 gegründete Liedermacher- und Gesangsduo **Schobert & Black**? Es bestand aus **Wolfgang Schulz** („Schobert“, * 2. Juli 1941 in **Stettin**, † 24. September 1992 in **Berlin**) und **Lothar Lechleiter** („Black“, * 13. Mai 1942 in **Ebenrode** [bis 1938 **Stallupönen**]), und man übertreibt nicht, wenn man feststellt, daß die beiden mit ihrer Mischung aus kritischen Texten zur Politik einerseits und völlig sinnfreien Verskonstruktionen andererseits es zu Meistern des „Höheren Blödsinns“ brachten – wenn sie auch stets behaupteten, dazu von dessen „Erfindern“ **Ulrich Roski** und **Hanns Dieter Hüsch** inspiriert worden zu sein. Der Pommer und der Ostpreuße blieben einander zwanzig Jahre künstlerisch verbunden, erst dann trennten sich ihre Wege.



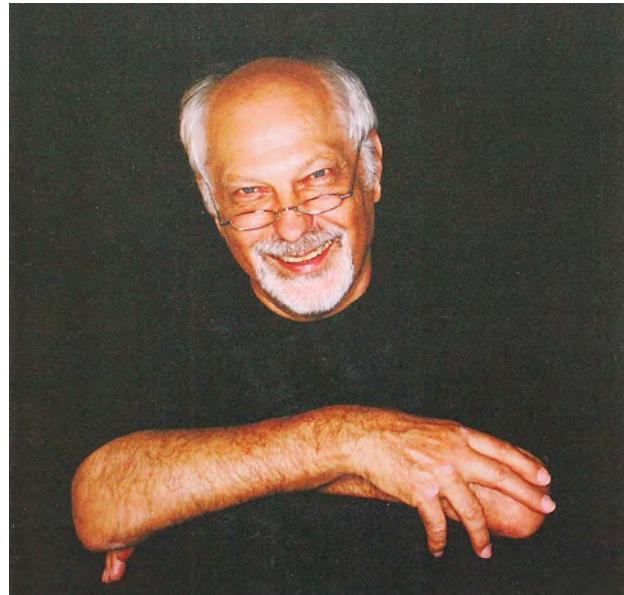
Wolfgang Schulz („Schobert“, links) und Lothar Lechleiter („Black“) 1974 in Bonn (Foto: Bundesarchiv)

Lothar Lechleiter, dessen Familienname auf salzburgische Vorfahren hindeutet, war das fünfte Kind seiner Eltern **Albert** und **Minna Lechleiter**; Vater Albert galt 1944 als vermißt, und Mutter Minna floh mit drei Söhnen (über das Schicksal der übrigen Kinder ist nichts bekannt) Ende 1944 zunächst nach **Mecklenburg** und im Herbst 1947 nach Westdeutschland, wo die Familie, nach Zwischenaufenthalten in verschiedenen Flüchtlingslagern, 1952 in **Reuschenberg** bei Neuss eine Wohnung bekam. Sohn Lothar beendete die Schule und begann eine Lehre als Dreher. Da er früh Gitarre spielen konnte, spielte und sang er ab 1957 bei einer **Neusser** Gruppe, die sich später „*Die Pontocs*“ nannte und hauptsächlich südamerikanische und afrikanische Musik machte. Hierbei kam ihm zugute, daß seine Haut bei Sonnenschein schnell braun wurde, so daß er bald den Spitznamen „*Black*“ erhielt. Anfang der 1960er Jahre ging er mit einer Gruppe namens „*Spießschar Burg Waldeck*“ nach Südamerika, wo gesungen und Theater gespielt wurde, insbesondere dort, wo sich deutsche Auswanderer niedergelassen hatten. Doch im Herbst 1962 kam Lechleiter nach Deutschland zurück, ging nach **Berlin** (West), machte die Fachschulreife nach und begann ein Ingenieurstudium, das er etwa 1966 (also nachdem er sich mit Wolfgang Schulz alias „*Schobert*“ zusammengetan hatte) für seine musikalischen Ambitionen abbrach. Im gleichen Jahr waren Schobert & Black erstmals zusammen auf dem **Burg-Waldeck-Festival** im **Hunsrück** aufgetreten; in der Folgezeit hatten sie bis zu 300 Auftritte pro Jahr.

Nach der Trennung 1985 pausierte Lechleiter für längere Zeit und arbeitete als Gebietsvertreter für den Stadtplan- und Landkartenverlag **Falk**. Erst 2008 kehrte er auf die Bühne zurück; fortan nannte er sich „*Der Black*“. Ab 2012 gaben Lechleiter und der Musikkabarettist **Ingo Insterburg** (eigentlich *Ingo Wetzker*, * 6. April 1934 in **Insterburg**, † 27. Oktober 2018 in **Berlin**) gemeinsame Konzerte unter dem Motto „*Höhepunkte aus zwei Künstlerleben*“. Insterburgs Tod 2018 beendete die Zusammenarbeit der beiden Ostpreußen.

Heute lebt Lothar Lechleiter mit seiner Lebensgefährtin Helga in **Bonn**; eingedenk seiner eigenen Flucht auf dem Arm seiner Mutter und ihrer gemeinsamen Errettung engagiert er sich bis heute für Flüchtlinge und politisch Verfolgte.

(Foto rechts: Lothar Lechleiter 2013 [Disuna – Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, wikipedia])



Kein „echter“ Ostpreuße war **Volker Lechtenbrink**, auch wenn er am 18. August 1944 in **Cranz** geboren wurde; seine Familie stammte aus **Bremen**, sein Vater war Angestellter bei der Deutschen Shell und kurz nach Kriegsbeginn an die Samlandküste versetzt worden. Vermutlich wurden die Lechtenbrinks mit einem Schiffstransport und auf Weisung des Arbeitgebers im Rahmen der Fürsorgepflicht evakuiert, das war nicht unüblich. Jedenfalls kam die Familie ohne Umwege nach **Bremen** und blieb dort bis 1952, dann zog sie nach **Hamburg** um.



Volker Lechtenbrink: links um 1975 (Foto: Stuart Mentropy – Eigenes Werk, GFDL 1.2, wikipedia) / rechts: um 2020 (Foto: deutschlandfunkkultur.de [gemeinfrei])

Bereits mit 11 Jahren „lieh“ er seine Stimme der Titelfigur in dem Astrid-Lindgren-Hörspiel „*Mio, mein Mio*“ (1955), und 1959 spielte er in „*Die Brücke*“ unter der Regie von **Bernhard Wicki** die Rolle des Schülers **Klaus Hager**. Bereits ein Jahr zuvor hatte er in der Fernsehserie „*Sie schreiben mit*“ (1958-1971) einen Auftritt gehabt; jetzt ging es für ihn richtig los.

Es gab kaum eine Spielfilm- oder Kriminalserie, in der Lechtenbrinks Gesicht nicht auftauchte. Insges-

samt waren es nach offiziellen Quellen zwischen 1958 und 2021 mindestens 150 Filme, in denen er mitwirkte; wahrscheinlich reicht die Zahl aber eher an die 300 heran. Dreimal im Leben führte er Regie (zwischen 1976 und 1983), und wenn man die Sprecherrollen, Alben, Schallplatten, Synchronisationen und Hörbücher hinzuzählt, kommt man auf weit über tausend Werke, die für den Rundfunk-, Fernseh- und Plattenmarkt von bzw. mit ihm produziert wurden – alles wegen seiner tiefen, sonoren Stimme!

Volker Lechtenbrink war insgesamt fünfmal verheiratet; eines seiner Kinder, Tochter **Sophie Lechtenbrink** (* 11. Mai 1992 in **Hamburg**), wurde ebenfalls Schauspielerin und Synchronsprecherin.

Volker Lechtenbrink starb am 22. November 2021 in **Hamburg** an einer Krebserkrankung.

Ein Großer in der Filmschauspielerei war **Harry Liedtke**, geboren am 12. Oktober 1882 in **Königsberg** (Pr), ermordet am 28. April 1945 in **Bad Saarow**. Sein voller Name lautete *Carl Harry Liedtke*. Er war das siebente von insgesamt zwölf Kindern des Kaufmanns **Wilhelm Liedtke**; nach dem Tod des Vaters kam er 1896 in ein Waisenhaus, konnte aber dennoch das Altstädtische Gymnasium besuchen und nach dem Schulabschluß eine Kaufmannslehre antreten. Er war in einer Kolonialwarenhandlung beschäftigt, als er den Theaterregisseur **Johannes Oberländer** kennenlernte und daraufhin beschloß, Schauspieler zu werden. Schon 1904 erhielt er ein Engagement am Stadttheater **Freiberg** in Sachsen; es folgten weitere Festanstellungen in **New York** (1908), **Berlin** (1909), **Mannheim** (1913) und wieder **Berlin** (1914), bald unterbrochen durch den Militärdienst.

*Foto rechts: Harry Liedtke ca. 1922
(Foto: Alexander Binder/wikimedia)*



Seinen ersten Filmauftritt hatte Harry Liedtke in „*Die Rache ist mein*“ im Jahre 1912. Es war eine Hauptrolle. Bis 1944 wirkte er in insgesamt 140 Filmen mit, zuletzt in „*Das Konzert*“ (1944), eine Verfilmung des Theaterstücks gleichen Namens von **Hermann Bahr**, das 1909 uraufgeführt worden war. Auch hier spielte Liedtke die Hauptrolle. Auf der Bühne sah man ihn in dieser Zeit kaum noch; 1930 hatte er ein kleines Ensemble gegründet, das er aber ohne großes Engagement betrieb.

Harry Liedtke war dreimal verheiratet, zuletzt mit der Schauspielerkollegin **Christa Tordy** (1901-1945); Wohnort des Ehepaars war bei Kriegsende **Bad Saarow**. Am 28. April 1945 drangen plündernde Sowjetsoldaten in Liedtkes Haus ein und machten Anstalten, Christa Tordy zu vergewaltigen; Liedtke, der sich schützend vor seine Frau stellte, wurde von den Marodeuren mit einer Bierflasche erschlagen. Seine Frau wurde vergewaltigt und dann ebenfalls getötet.

*Foto links: Christa Tordy, ca. 1928
(Foto: Alexander Binder/wikipedia)*

Albert Lieven (bürgerlich: *Albert Liévin*), geboren am 23. Juni 1906 in **Hohenstein** (Ostpr) (heute bekannt durch sein Freilichtmuseum), gestorben am 16. Dezember 1971 in **London**, entstammte einer gutbürgerlichen Familie: Sein Vater **Dr. Walther Liévin** war Chefarzt und Direktor der Lungenheilstätte Hohenstein, die am 1. Oktober 1903 vom „*Verein zur Errichtung von Lungenheilstätten in Ostpreußen*“ errichtet worden war. Die Heilstätte lag nördlich außerhalb der Stadt und nahm nur männliche Patienten auf.

Albert Lieven wollte eigentlich Arzt werden wie sein Vater und besuchte daher die Oberschulen in **Neidenburg**, **Allenstein** und **Königsberg**; nach dem Ersten Weltkrieg stand die (als Lazarett genutzte) heruntergewirtschaftete Lungenheilstätte Hohenstein jedoch vor dem Ruin, so daß an ein Studium

nicht zu denken war. Der junge Mann ging nach **Berlin**, absolvierte eine kaufmännische Ausbildung, meldete sich als Statist an verschiedenen Berliner Theaterbühnen und spielte fortan fast jeden Abend, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Bald schon merkte er, daß ihm das Theaterspielen lag; ab 1928 erhielt er nacheinander Engagements in **Gera**, **Königsberg** und **Berlin**. Ab 1933 führten ihn Gastspielreisen auch nach **Wien** und **Bremen**.

*Foto rechts: Albert Lieven ca. 1932
(Foto: Alexander Binder/wikimedia)*

Seine erste Filmrolle erhielt Albert Lieven bereits 1932 in dem Film „*Annemarie, die Braut der Kompanie*“, allerdings emigrierte er 1936 mit seiner jüdischen Frau **Tatjana** nach London. Zu dieser Zeit war er in Deutschland schon ziemlich bekannt, und es gelang ihm nach einigen Anlaufschwierigkeiten, in England beruflich Fuß zu fassen. Zwar waren es keine anspruchsvollen Rollen, aber sie versetzten ihn finanziell in die Lage, ein Häuschen in der **Grafschaft Surrey** erwerben zu können.



1948 ging Lieven nach **New York** zum Broadway; die nächsten vier Jahre waren durch Tourneen ausgefüllt, eine davon soll ihn sogar in die Sowjetunion geführt haben. Ab 1952 pendelte er zwischen England und Deutschland hin und her, da er in beiden Ländern zu den Lieblingen der Fernsehschaffenden wie auch des Publikums gehörte. Das ging so weit, daß einzelne Filme und ganze Serien in beiden Sprachen herausgebracht wurden, wie z.B. „*Mit Schirm, Charme und Melone*“ (ZDF ab 1966, engl. Original: „*The Avengers/The New Avengers*“, ABC Television ab 1961).



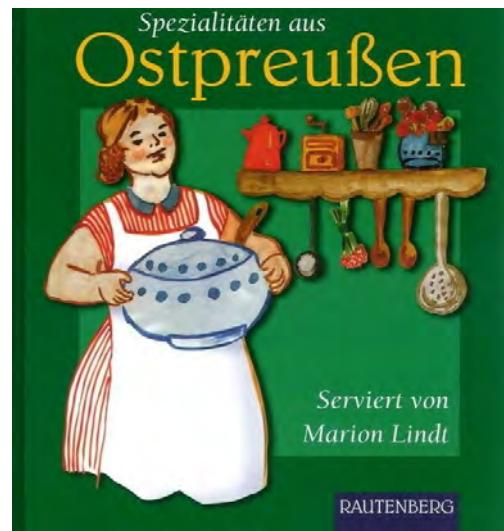
Zwischen 1932 und 1971 wirkte Lieven in über 100 Filmen mit; hierzu kamen noch sieben Hörspiele zwischen 1957 und 1967. Seinen letzten Filmauftritt hatte er in dem 1972 erschienenen Streifen „*Pater Brown – Der Mann in der Passage*“. Zum Zeitpunkt der Erstausstrahlung lebte Albert Lieven schon nicht mehr – acht Tage vor Heiligabend 1971 erlag der 65jährige Ostpreuße, der zu dieser Zeit mit seiner vierten Frau, der Schauspielerin **Petra Peters**, (1925-2004) verheiratet war, in **London** einem Krebsleiden.

Foto links: Albert Lieven 1951 in München beim Verkauf von Lotterielosen (Archiv PK)

Eine der größten Königsberger Berühmtheiten in der Kulturszene ist ganz sicher **Marion Lindt**, geboren am 12. Dezember 1908 in **Königsberg** (Pr), gestorben am 13. März 1966 in **Hamburg**. Ihr vollständiger bürgerlicher Name lautete *Frieda Charlotte Marion Leng*. Nach dem Abitur nahm sie Schauspielunterricht bei der damals in Königsberg engagierten **Ida Ehre**; ab 1927 hatte Marion Lindt selbst eine Festanstellung am Königsberger Schauspielhaus. Ihre Spezialität waren deutsche Dialekte, von denen sie eine Vielzahl beherrschte; bereits damals fiel sie **Agnes Miegel** auf, die sie auch später beriet und förderte.

Abbildung rechts: Kochbuch von Marion Lindt (Rautenberg)

Um 1928/1929 herum begann Marion Lindt, beim Königsberger Ostmarken-Rundfunk aufzutreten; auch schrieb sie



schon gelegentlich als freie Mitarbeiterin für verschiedene Königsberger Zeitungen. 1932 heiratete sie einen Mann namens **Walter O. Krüger**, der Graphiker gewesen sein soll (Näheres über ihn ist nicht bekannt). Nun hieß sie bürgerlich **Charlotte Krüger**, behielt aber ihren Künstlernamen **Marion Lindt** bei. Sie bekam eine Tochter, **Renate Krüger**, ließ sich aber 1938 scheiden.

Durch ihre große Bekanntheit und ihr Talent machte sie bis in den Krieg hinein Karriere. 1945 ging sie auf die Flucht (Einzelheiten sind nicht bekannt) und kam nach **Hamburg**, wo sie fortan blieb; die nötige Lizenz für die weitere Ausübung ihres Berufes wurde ihr allerdings erst im Juni 1947 durch die britischen Besatzungsbehörden erteilt. Von nun an schrieb sie zahllose Sendungen für fast alle westdeutschen Rundfunkanstalten; ihr Schwerpunkt war dabei ihre alte Heimat, die sie den westdeutschen Hörern näherbrachte, was auch das Verständnis für die dort neu ansässigen Vertriebenen verbesserte. In ihrem Nachruf im „*Ostpreußenblatt*“ vom 26. März 1966 schrieb **Ruth Maria Wagner**:

„Wir haben soviel Schönes aus der Heimat mitgebracht, daß wir bis ans Ende unserer Tage davon leben können“, sagte Marion Lindt einmal bei einer Veranstaltung. Sie hat nicht nur selbst von diesem reichen Schatz der Erinnerungen gelebt, sondern immer andere daran teilhaben lassen. So ist sie für unzählige ihrer Landsleute wirklich zur Stimme der Heimat geworden. Die meisten ihrer Zuhörer werden sie noch als Hanne Schneidereit, als das Marjellchen im Trachtenkleid in Erinnerung haben, mit ihren kleinen Kinder- und Wiegenliedern, ihren Versen in ostpreußischer Mundart, ihren Anekdoten, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen. Sie war nicht nur eine begabte Vortragskünstlerin der heiteren Muse, die ihre Zuhörer zu wahren Beifallsstürmen hinzureißen wußte. So hat Marion Lindt darauf bestanden, daß den Vorträgen mit heimatlichem Humor auch ein besinnlicher Teil voraufging, in dem sie mit ihrer warmen, geschulten Stimme Verse unserer Dichter vortrug und in bewegten Wörtern von dem Dreiklang Heimat — Heimatliebe — Heimweh sprach. Es sind in den Jahren nach der Vertreibung fast 5000 Veranstaltungen gewesen, bei denen Marion Lindt all das aufklingen ließ, was sie und ihre Landsleute bewegte. Es ist ein schmerzlicher Verlust für uns alle, daß diese Stimme nun für immer verstummt ist.

Neben all ihren sonstigen Aktivitäten verfaßte Marion Lindt nicht nur noch Bücher über die ostpreußische Küche und das ostpreußische Plattdeutsch, sondern spielte auch in Filmen mit – allerdings nur in ganz wenigen; nachstehend zwei Szenenfotos mit Erläuterungen:

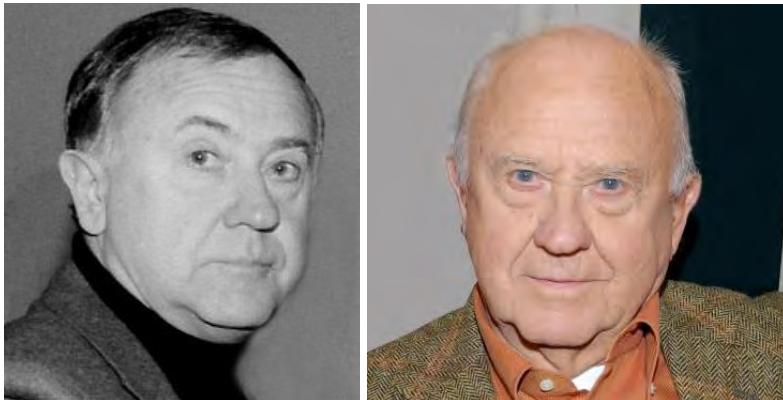


links: In der Serie „Der Nachkurier meldet...“, Episode „Im letzten Augenblick“ (1964), verhindert Reporter Wieland (Gig Malzacher), daß Lotte Kramer (Marion Lindt) samt ihrer kleinen Tochter vom Dach springt, um sich das Leben zu nehmen / rechts: Die Königsbergerin und der Danziger – in „Kommissar Freytag – Grauer Wollhandschuh links“ wird „Gangsterbraut“ Gerda Lisse (Marion Lindt) von ihrem Freund, dem Bankräuber Stollnow, der von dem in Danzig-Langfuhr geborenen Wolfgang Völz dargestellt wird, bedroht; als dieser Film 1967 im Bayerischen Rundfunk zum ersten Mal ausgestrahlt wurde, lebte Marion Lindt schon nicht mehr!

Marion Lindt erlag am 13. März 1966 in ihrer Hamburger Wohnung einem Herzinfarkt; ihr ideelles Vermächtnis ist noch heute ein fester Bestandteil unserer landsmannschaftlichen Arbeit.

Von **Heinz Gerhard Lück** weiß die Literatur nur zu berichten, daß er am 28. August 1929 „in Ostpreußen“ geboren wurde; er verstarb am 28. Oktober 2017 in **Hamburg**. Ein Geburtsort ist nirgendwo angegeben, was schade ist, denn Lück war nicht nur Schauspieler und Regisseur, sondern auch

Dozent mit einer Professur an der **Freien Schauspielschule Hamburg** sowie am **Institut für Schauspiel, Drama und Film** (ISDF). Über seine Jugend und seine familiären Verhältnisse, die Flucht aus Ostpreußen und seinen Werdegang ist nichts Näheres überliefert; er soll an Theatern in **Baden-Baden, Bern, Hamburg, München** und **Berlin** Engagements gehabt haben.



Heinz Gerhard Lück: links ca. 1980 / rechts ca. 2010 (Fotos: Archiv PK)

Zum Film kam Lück etwa 1965/1966; er debütierte in diesem Fach in der Serie „*Polizeifunk ruft*“ (1966-1970) als *Kriminalkommissar Castorp* und wirkte bis 2012 an mindestens 80, möglicherweise 100 Filmen mit, darunter Spiel- und Kriminalfilme und -serien. Seinen letzten Filmauftritt hatte er 2012 in einer Folge der kriminal-satirischen Serie „*Morden im Norden*“ als *Didi Walden*.

Rainer Claaßen

Das, liebe Leser, waren die Ostpreußen von G bis L unter den Bühnen- und Filmschaffenden; wir setzen diese Reihe in der Frühjahrsausgabe 2026 fort und werden sie dann voraussichtlich abschließen.

Falls Ihnen die Schauspieler dann noch nicht „zu den Ohren herauskommen“ – wir hätten da noch die Pommern und Ostbrandenburger, unter denen sich ebenfalls bekannte Namen befinden...

Aber darüber werden wir ggf. zu einem späteren Zeitpunkt befinden; trotzdem sind wir auf Ihre Meinung gespannt – lassen Sie uns doch wissen, ob Ihnen diese Serie gefällt oder eher nicht!

Eine besonders ansprechende Rückmeldung haben wir bekommen, die wir hier gerne wiedergeben:

„(...) Im neuen Heft gab es für mich dann auf S. 47 eine Wiederbegegnung mit Klaus Abramowsky. Da offenbar wenig über ihn bekannt ist, darf ich ein bißchen prahlen:

Ich hatte bei seiner Frau, "Frau Abramowsky", Sportunterricht. Da ich damals als Göttinger Schülerin und im Alter von ca. 14-17 leidenschaftliche Theatergängerin war, war ich natürlich von Klaus Abramowsky und seinem undurchdringlichen Schurkengesicht fasziniert.

Ich erinnere ihn auch in mehreren Rollen – als "Engel" in Hanneles Himmelfahrt und Shakespeare-Rollen.

Als dann plötzlich seine Frau an unserer Schule als Sportlehrerin auftauchte, war das natürlich interessant. Aber sie war dann weniger spannend als ihr Mann. Ich erinnere von ihr lediglich, dass sie mittelgroß und schlank war, kurze Haare hatte und ungern selber vorturnte, eigentlich nur Hilfestellungen gab. Kinder hatten sie, glaube ich, nicht.

Ich glaube, das Interessante an ihr war, dass sie diese geheimnisvolle Figur plötzlich zu einem Ehemann machte. Das konnte man sich eigentlich nicht richtig vorstellen – daß sie mit ihm am Küchentisch sitzt oder so.

(...)

Klaus Abramowsky ging dann ca. 1968 weg aus Göttingen und seine Frau mit ihm.

Ingeborg Lapsien – Königsbergerin Jahrgang 1926 und viele Jahre lang am Deutschen Theater unter Hilpert – ist mir noch eindringlicher in Erinnerung.

(Die) Reihe über unsere ostpreußischen Film- und Theatergrößen füllt eine Lücke. Danke!

Dies schrieb niemand Geringere als **Henriette Piper**, die Verfasserin des Buches „*Der letzte Pfarrer von Königsberg*“ (Hugo Linck mit Namen, dessen Enkelin sie ist). **Vielen Dank an dieser Stelle an Frau Piper für diese interessante Ergänzung!**

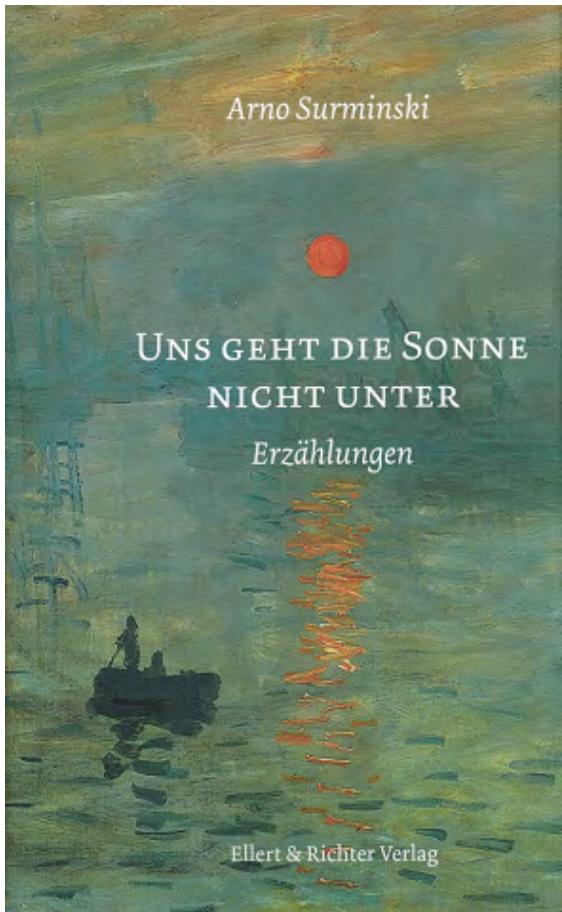
Rainer Claaßen

Rezension: Arno Surminski: „Uns geht die Sonne nicht unter“

von Peer Schmidt-Walther

Anlässlich seines 90. Geburtstages im vergangenen August habe ich Arno Surminski gefragt, ob er nicht langsam aufhören wolle, um sich zum Beispiel mehr um seinen Wald in Wacken kümmern zu können? „Ich habe noch viele Ideen“, antwortete er ohne zu zögern, „die möchte ich noch umsetzen!“

Genau ein Jahr später liegt im Ellert & Richter Verlag wieder ein Surminski vor: „*Uns geht die Sonne nicht unter*“, eine Sammlung von 25 Erzählungen auf 158 Seiten.



Der Titel, Refrain des bekannten Wandervogel-, später auch HJ- und Pfadfinder-Liedes „*Wilde Gesellen*“, weckt unterschiedliche Assoziationen. Danach befragt antwortet der Autor: „*Das ist nach meinem Sprachgefühl ein großartiger Satz. Er passt in die Untergangsstimmung des Krieges.*“ Themen wie das Kriegsende, die Vertreibung aus der ostpreußischen Heimat, der Verlust der Eltern und damit aller Sicherheiten, die ein Kind haben kann, bilden somit einen Schwerpunkt in den Geschichten. Die, angesiedelt zwischen Kanada und Ostpreußen, Stationen seines bewegten Lebens, schildern auch ganz alltägliche Begebenheiten, an denen man oft gedankenlos vorübergeht. Gleichzeitig versinnbildlichen sie das Werk dieses großartigen Erzählers, der schreibend unermüdlich gegen das Vergessen sowie für Versöhnung und Völkerverständigung kämpft. Und das seit 1974 in 16 Romanen und weit über 100 Erzählungen.

Wodurch er dazu angeregt worden sei? „*Einige Geschichten sind aus meinem Leben entstanden, andere von Bekannten erzählt. Auch in Zeitungen findet man Anregungen für Erzählungen*“, erklärt der Autor ohne Umschweife. Und weiter: „*Die persönlichen Hintergründe sollen Mahnung sein, die Welt zu befrieden.*“ Auch dies eine der Botschaften, die sich wie ein roter Faden durch sein umfangreiches Werk ziehen. Die titelsetzende Geschichte des Bandes ist sein persönliches Schicksal, das eng mit dem Verlust beider Elternteile verbunden ist.

Daran anknüpfend erkundet Surminski auch einige Möglichkeiten, die das Leben bereithält. Wobei die Pointen so überraschend sind, dass man häufig sprachlos innehält – still lächelnd. „*Wenn es keinen überraschenden Schluss gäbe*“, lässt Surminski wissen, „*könnte ich die Geschichte nicht schreiben.*“ Er gibt damit auch Einblick in seine „Schreibwerkstatt“ und ergänzt: „*Erst kommt die Pointe, dann als Rahmen die Geschichte.*“ Eine überraschende Sichtweise, hätte man dies doch eher umgekehrt vermutet.

Eine entscheidende Rolle misst er auch dem Tod zu als Kontrast zum Leben und dessen Endstation. Er sei unser aller Begleiter und man dürfe ihn aus einer Geschichte nicht heraushalten, meint er nachdenklich. Schon in jungen Jahren ist ihm der Sensenmann häufig begegnet.

Dies alles in einer emotionalen, doch sehr präzisen Sprache, die ohne Pathos auskommt, aber scharf und klug beobachtet. Wie wir es von ihm kennen und schätzen. Der anhaltende Erfolg gibt dem recht. „*Gefühle beschreiben kann ich nur in meiner unverfälschten Muttersprache*“, resümiert Arno Surminski, der es damit zu einer unnachahmlichen Meisterschaft in der deutschen Nachkriegsliteratur gebracht hat.

Peer Schmidt-Walther

Arno Surminski: „*Uns geht die Sonne nicht unter*“; Ellert & Richter Verlag, Hamburg;
ISBN 978383190889-9; 158 S., geb.; 19,95 €

Das neue Buch von Arno Surminski

Uns geht die Sonne nicht unter



Arno Surminski schreibt Erzählungen, die tief berühren. Viele erkunden die Möglichkeiten, die das Leben für uns bereit hält – wenn wir uns nur trauten, sie zu ergreifen. Beim Lesen folgen wir den Figuren fasziniert und fragen uns: Was wäre, wenn?

Daneben greifen viele Geschichten die Themen auf, die mit diesem Autor untrennbar verbunden sind, das Kriegsende, die Vertreibung aus der Heimat, der Blick eines Kindes auf den Verlust aller Sicherheiten.

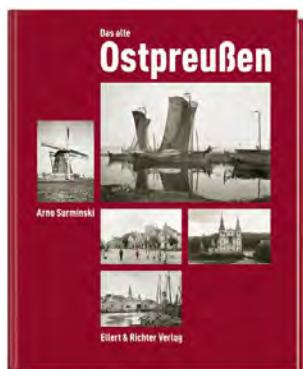
ISBN 978-3-8319-0889-9

€ 19,95



Arno Surminski, geboren 1934 in Ostpreußen, wuchs nach der Deportation seiner Eltern in die Sowjetunion in einer Familie in Schleswig-Holstein auf. Er ist Autor zahlreicher Romane, Erzählungen und Sachbücher, viele über Ostpreußen und die Folgen des Krieges.

Weitere im Ellert & Richter Verlag lieferbare Werke des Autors:



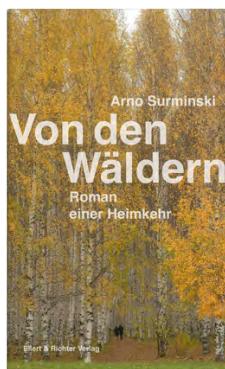
Das alte Ostpreußen
ISBN 978-3-8319-0524-9
€ 29,95



Als der Krieg zu Ende ging
ISBN 978-3-8319-0736-6
€ 14,00



Als die Stadt brannte
ISBN 978-3-8319-0851-6
€ 20,00

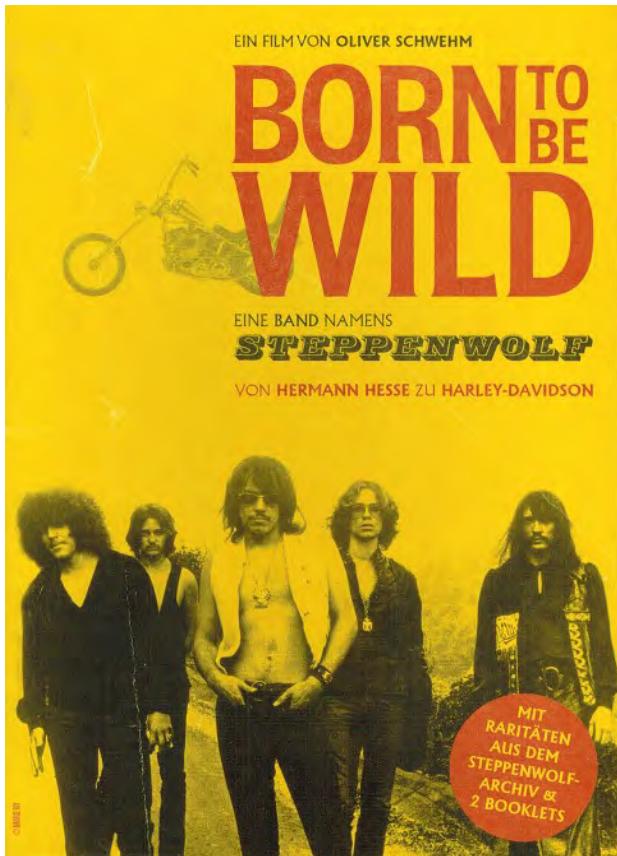


Von den Wäldern
ISBN 978-3-8319-0864-6
€ 20,00

Rezension: DVD von Oliver Schwehm „Born to be wild“

Über den 1944 in Tilsit geborenen Joachim Krauledat, der unter dem Namen John Kay als Gründer der Band „Steppenwolf“ berühmt wurde, ist bereits in dieser Zeitung berichtet worden (PREUSSEN-KURIER Nr. 2/2022 S. 26/27: „John Kay – Ein gebürtiger Ostpreuße...“ von Joachim Scheuring). Inzwischen gibt es über ihn einen sehenswerten Kinofilm von Oliver Schwehm mit dem Titel „Born to be wild – Eine Band namens Steppenwolf“.

Der Film zeigt Stationen seines Lebens beginnend mit der Flucht aus Ostpreußen während des Krieges, seine vorübergehende Zeit in Arnstadt (Thüringen) und Hannover bis nach Kanada und schließlich in die USA.



Der Vater von Kay fiel an der Ostfront. Daraufhin zog seine Mutter mit ihm in den Westen Deutschlands. Später hat er seine Kriegserfahrungen auch in seinen Songs verarbeitet.

In dem Film geht es daneben auch um den zweiten Deutschen in der Band, **Klaus Kassbaum** aus **Plön** in Schleswig-Holstein. Dessen Vater war im Zweiten Weltkrieg Flottenkommandant. Nach dem Krieg wanderte er mit seiner Familie nach **Kanada** aus. In **Toronto** begegneten sich Kassbaum und Kay und spielten zusammen in der Band „*The Sparrows*“ – Kay als Gitarrist und Sänger, Kassbaum nun unter dem Namen **Nick St. Nicholas** als Bassist. Da sie sich in den USA bessere Chancen erhofften, um sich zu etablieren, zogen sie schließlich dorthin über New York, Los Angeles bis an die amerikanische Westküste.

In den USA bekam die Gruppe auch den Namen „*Steppenwolf*“. Ihr Produzent hatte den gleichnamigen Roman von Hermann Hesse gelesen und schlug die Umbenennung vor. Kay fand, daß das gut klinge, und stimmte zu. Er war der unbestrittene Chef der Gruppe, der sehr auf Disziplin achtete und auch Musiker rauswarf, wenn sie einen Auftritt, etwa nach Drogenkonsum, verdarben.

1967 kam es zur ersten Aufnahme von „Born to be wild“. **Peter Fonda** machte dieses Stück zum Titelsong seines Filmes „*Easy Rider*“. Damit begann ihre internationale Karriere.

Besonders geschätzt wurden sie, wohl insbesondere wegen des Motorradfimes „*Easy Rider*“, auch bei den **Hells Angels**, die teils unentgeltlich Security-Dienste bei deren Konzerten leisteten. Im Gegenzug beanspruchten diese aber auch gewisse Privilegien. Bei einem Open-Air-Konzert in England 1969 entschied der Anführer der englischen Hells Angels, der einen verchromten Wehrmachtshelm trug, daß sich nur Hells Angels in der unmittelbaren Nähe der Bühne aufhalten durften, und setzte dies auch durch.

Der Film zeigt auch diverse Super-8-Filmsequenzen aus dem Familienleben der Mitglieder. So etwa, wie Kay mit seiner kleinen Tochter zu Weihnachten „*Ihr Kinderlein kommt*“ singt, oder Besuche bei Verwandten in Deutschland.

Kay kritisierte in seinen Songs sowohl überzogenen Drogenkonsum als auch etwa Richard Nixon und den Vietnamkrieg.

Was den Rezensenten persönlich an John Kay fasziniert, ist, wie normal und geerdet er stets geblieben ist, trotz Phasen mit Drogen und einem enormem Ruhm als Musiker.

Wer den Film (Laufzeit 100 Minuten plus 40 Minuten Bonusmaterial) nicht im Kino sehen konnte, kann ihn z.B. bei Ebay für ca. 20,- € bestellen.

Hans-Otto Biedenkapp

Wir wünschen all unseren Kunden, Freunden der Eisenbahn sowie den Leserinnen und Lesern des PREUSSEN-KURIER ein schönes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr!

Ihr Tomasz Stangel mit Familie und Mitarbeitern

The advertisement for Stangel PPU (Przedsiębiorstwo Projektowania i Usług Architektonicznych) includes a 3D architectural model of a residential complex, the company logo with the name 'stangel' and 'PPU', and a contact section with the website www.stangel.pl, address PL 95-100 Zgierz 1 P.O. BOX 41, phone/fax 004842 716 81 60, and email tomasz@stangel.pl. Below the contact information are three categories: 'makiety architektoniczne, historyczne i muzealne' (architectural models, historical and museal), 'modele' (models), 'grafika reklamowa' (advertising graphics), and 'wnętrza' (interiors).



Allen Freunden, Bekannten und Gästen wünschen wir eine schöne Weihnachtszeit sowie Glück und Gesundheit im Neuen Jahr!

Dora Mross, Przybyłowo 18, PL 82-340 Tolkmicko, Tel./Fax 00 48 55 / 2 31 21 92 mross.duenhoefen@gmail.com

Kontakt Bundesrepublik Deutschland:

Familie Mross, Jedinghagen, Bickerweg 18, D 51709 Marienheide, Tel. 0 22 64 / 4 01 33 <https://urlaub-bei-familie-mross.de/>

Auch wir wünschen Ihnen allen besinnliche Weihnachtstage und ein gesundes und glückliches Neues Jahr und hoffen auf ein baldiges Wiedersehen!

Roswitha Emer-Schischke, Sołtmany 58, PL-11-612 Kruklanki, Tel. 0048 87 / 42 17 397 E-Mail drei-haeuser@web.de

*Familie Schischke, Lutherweg 21, 15913 Straupitz, Tel. 035475 / 124 613
Netz-Information: <https://www.ihr-masurenurlaub.de/>*

Ganz egal, ob Sie Boote brauchen, Ausflüge planen, angeln oder einfach nur ausruhen wollen: **Bei uns können Sie sich jederzeit entspannen – genießen Sie die Ruhe in Ostpreußen!**

***Marek und Marzena Solski
Ferienhäuser, Taxifahrten
Mauden/Majdy südl. Allenstein
www.domkimazury.net***



Zenon und Eva Suchetzki vor ihrem Museum



**Bitte buchen Sie bei Ihren Reisen Ihre Übernachtungen möglichst bei unseren inserierenden Partnern. Vielen Dank!
Landesvorstand und Redaktion**

Wir wünschen unseren Gästen aus aller Welt besinnliche Weihnachtstage, ein frohes Neues Jahr und freuen uns auf ein Wiedersehen!

**Familien Suchetzki und Wessolowski aus Danzig und Preußisch Stargard, heute Pempau, Gde. Zuckau, Lkr. Karthaus/Westpr.
Galeria Pępowo
Museum, Gästezimmer, Mietauto
Ul. Armii Krajowej 50, PL-83-330 Pępowo
Tel. (0048) 58 / 681-8205, Fax -7998
Netz-Information: www.vwmuseum.pl**

Bitte besuchen Sie uns im nächsten Jahr wieder – lassen Sie sich einige Tage bei uns, bei den „letzten Preußen“, verwöhnen!

Ihr Markus Jahns mit Eltern und Mitarbeitern

**Gasthaus „ZAJAZD METEOR“
Ul. Chrobrego 88, PL-64-720 Lubasz
Tel. + Fax: (0048) 67 / 255 60 21**

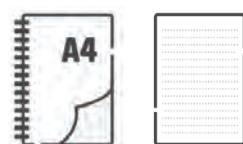
www.zajazd-meteor.pl

Wir drucken Ihre Notizen.

Dein Ideen-Speicher – Dein Block.

Ob großartige Gedanken, schnelle Skizzen – mit diesem Notizblock hast Du immer den perfekten Begleiter an Deiner Seite. Nutze ihn für Deine kreativen Einfälle, spontane Notizen oder als verlässlichen Planer im Alltag.

Mit jeder Seite hast Du Raum für Deine Gedanken. Organisiere, plane und lass Deiner Kreativität freien Lauf – alles in deinem Tempo und Stil.



Dein Notizblock. Dein Moment. Dein Werkzeug.

kontakt@druckerei-multicolor.com

03685 40964-0

Am Frohnberg 7 | 98646 Adelhausen

multicolor 
druckerei-multicolor.com

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2026

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- Noch bis 04. Jan. 2026** **Ein Akt der Unterwerfung? 500 Jahre Herzogtum Preußen**
- Feb.–April 2026** **Stillgeschwiegen – Die Vertriebenen in der SBZ und DDR**
- 22. März 2026** **Frühlingserwachen** – Der etwas andere Oster-Markt
- 28. März 2026** **1. Landeskulturtagung (um Anmeldung wird gebeten!)**
- Mai–Juli 2026** **Kama Kuik – Fischerporträts-Geschichten**
Aufgezeichnete Gesichter
- 17. Okt. 26–9. Jan. 2027** ... **Eduard Bischoff** – Druckgraphik aus Ostpreußen
- Juli–Sept. 2026** **Siegfried Lenz.** Spojrzenia / Annäherungen
- Okt.–Dez. 2026** **Eduard Bischoff:** Landschaften und Porträts
- 21./22. Nov. 2026** **31. Bunter Herbstmarkt**

Ausstellungen in Ostpreußen

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in

Pr. Holland, Schloß

Lyck, Wasserturm

Lötzen, Festung Boyen

Johannisburg, Städt. Kulturhaus

Saalfeld, Stadt- und Gemeindeverwaltung

Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus

Goldap, Haus der Heimat

Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig

**Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur
Ostpreußens im neuen Altvaterturm
auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald**

Kulturzentrum Ostpreußen - Schloßstr. 9 • 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

10 – 12 und 13 – 16 Uhr (Oktober – März)

Telefon 09141-8644-0

Telefax 09141-8644-14

info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten –

PREUSSEN  **KURIER**

Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.

Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg

V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)

E-Post: info@low-bayern.de

Netz-Information: www.low-bayern.de, www.facebook.com/LOWBayern

Spendenkonto:

IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMXXXX